P.o.germ.
1726
o/20

P. o. germ. 1726 $\frac{6}{0}$ (20

1955

<36620206620012

<36620206620012

Bayer. Staatsbibliothek

A. F. E. Langbein's

prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Fünfzehnter Theil.

Enthält:

Zeitschwingen.

Zweiter Band.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

J. Nisle del. A. Gnauth sc.

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Zwanzigster Band.

Enthält:

Zeitschwingen.

Zweiter Band.

Hoffmann'sche
Leihbibliothek
in Weissenburg.

würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

Gd 168/546

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zeitschwingen.

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

F. HENNING.

I.

Die Erbschaft.

Dippold, ein Kaufmann von altem, deutschen Schrot und Korn, war ein Muster von Redlichkeit. Er verschmähte die lockendsten Gelegenheiten, sich auf eine unrechtliche Art zu bereichern, und gab jedem, der in seinem Laden einsprach, volles Maß und Gewicht. Diese kaufmännische Tugend rühmte man allgemein an ihm, und das erprobte Vertrauen auf seine strenge Rechtschaffenheit führte ihm oft mehr Kunden zu, als er befriedigen konnte. Auf diesem Wege ward er reich; denn es bewährte sich an ihm der Erfahrungssatz: daß derjenige Kaufmann am Meisten gewinnt, der sich mit den kleinsten und billigsten Vortheilen begnügt.

Als der wackere Dippold ungefähr dreißig Jahre lang Handelsgeschäfte getrieben und dabei sparsam gewirthschaftet hatte, war er Herr einer Tonne Goldes, und kein erwucherter oder erlisteter Pfennig befand sich darunter. Aber nun sehnte sich der edle Greis nach Ruhe. Die treue Gehülfin bei seinen Geschäften, sein braves Weib, war gestorben, und seine drei erwachsenen Töchter dünkten sich zu vornehm, im Waarengewölbe zu erscheinen und ihm an die Hand zu gehen. Sie zeigten sich lieber müßig am Fenster oder empfingen die Huldigungen der jungen Herren, die ihnen und ihrer künftigen reichen Aussteuer den Hof machten. Es war stadtkundig, daß jede von ihnen baare zwanzig tausend Thaler zur Mitgift erhielt. Das sicherte sie denn — ungeachtet sie mehr häßlich als schön waren und auch ihre Gemüther nicht im besten Rufe standen — vor der Gefahr, im jungfräulichen Stande zu veralten. Sie kamen alle drei kurz nach einander unter die Haube. Der Vater zahlte seinen Schwiegersöhnen (die sämmtlich in der Stadt, wo er wohnte, als angesehene Kaufleute lebten) die bestimmte Mitgabe auf Einem Brette, und legte dann seinen Handel nieder.

Doch, an thätigen Verkehr und Umgang mit vielen Menschen gewöhnt, empfand er bald in seiner ein=

samen Wohnung den Druck der langen Weile, und suchte dagegen Schutz in den Häusern seiner Töchter. Er ging fleißig die Reihe herum und verlebte ganze Tage bei ihnen. Sie wetteiferten mit einander, ihn gut zu bewirthen.

Das gefiel ihm so wohl, daß er seiner jüngsten Tochter, die er am Meisten liebte, den Vorschlag that, ihn zu ihrem täglichen Tischgenossen anzunehmen. Sie bezeigte über diesen Antrag vieles Vergnügen. Auch ihr Mann griff mit beiden Händen zu, ungeachtet er ein Knauser war, und nicht gern einen Bissen Brod verschenkte. Das war aber auch hier nicht der Fall. Der Schwiegervater erbot sich von selbst zu einem beträchtlichen Kostgelde, und überdieß wußte man, daß er noch vierzig tausend Thaler in Kasse hatte, die man ja dem gutwilligen Alten nach und nach abschmeicheln konnte.

Seine beiden ältern Töchter erfuhren bald, was bei der jüngern im Werke war, und ihre Männer, die sich auch nicht gern einen Vortheil entgehen ließen, zitterten vor der Möglichkeit, an der künftigen Erbschaft verkürzt zu werden. Sie drangen deßhalb in ihre Frauen, die gefährlichen Tischgänge des Vaters zur Schwester nicht zu einer eisernen Gewohnheit wer=

den zu lassen, sondern sogleich, jedoch mit einer guten Art, dagegen Einspruch zu thun.

Die beiden Damen, die ihren Männern in diesem Punkte völlig Recht gaben, machten sich mit einander auf und erschienen im schwesterlichen Hause, als eben der Vater die erste Mahlzeit, nach der neuen Einrichtung, dort gehalten hatte. „Liebe Schwester," fingen sie an, „wir haben mit dir ein Hühnchen zu pflücken! Du willst, wie wir hören, den Vater ganz an dich fesseln und uns auf immer die Freude entziehen, ihn bisweilen an unserm Tische zu sehen. Ist das billig und recht? Haben wir nicht gleichen Theil an ihm? Soll die Stadt über uns den Kopf schütteln und uns nachsagen: wir liebten den Vater weniger als du, oder würden minder von ihm geliebt? Beides würde uns zur Schande gereichen. Daher wollen und müssen wir ihn dringend bitten, dich nicht so auffallend vor uns auszuzeichnen."

Die Angegriffene verantwortete sich. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, der den alten Herrn, über den die drei Grazien stritten, aus seinem Mittagsschlummer im Nebenzimmer weckte. Er horchte und ward gerührt; denn er hielt die Sprache des eigennützigen Neides für kindliche Liebe. Mit nassen Augen

stand er auf und trat unter seine Töchter. Die ältern stürzten auf ihn zu, weinten in seinen Armen, klagten bitterlich über das ihnen zugefügte Leid, und spielten durchaus ihre Rolle so täuschend, daß sie ihre Absicht bei dem arglosen Greise völlig erreichten. „Beruhiget euch, meine Kinder!“ sprach er: „Ihr seyd mir alle gleich lieb und werth! Um das euch und der Welt zu beweisen, will ich den Ueberrest meiner Lebenszeit unter euch gleich vertheilen, und bei einer nach der andern eine Woche lang, als zahlender Kostgänger, an den Tisch gehen.“

Das geschah und die drei Schwestern bestrebten sich, ihm die köstlichsten Speisen, die er liebte, aufzutischen. Er nahm diese gute Behandlung hoch auf und erklärte einst bei einem frohen Familienfeste seine Zufriedenheit darüber. „Nur eins gefällt mir nicht;“ setzte er hinzu. „Es ist mir unangenehm, immer am Ende jeder Woche mein Kostgeld zu berichtigen; ich will daher morgen auf eine Weile voraus bezahlen.“ — Man hielt diese Rede für eine lustige Weinlaune; allein er machte Ernst und übergab am folgenden Tage sein ganzes noch übriges Vermögen seinen Kindern, mit der Anweisung, sich darein zu theilen und ihn dafür bis an seinen Tod zu ernähren.

Man kann sich vorstellen, daß diese unerwartete Freigebigkeit mit den heitersten Gesichtern und den lebhaftesten Versicherungen gränzenloser Dankbarkeit aufgenommen ward. Die Leutchen hielten auch Anfangs Wort und verpflegten ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt.

Aber bald änderte sich in allen drei Häusern das Wetter. Die Herren wurden kälter gegen ihn, weil er nichts mehr zu verschenken hatte; und die Damen, die sich von ihren Männern lenken ließen, fanden es ebenfalls für ihre Wirthschaftskasse zuträglicher, ihn mit gewöhnlicher Hausmannskost abzuspeisen. Man erlaubte sich von Tage zu Tage mehr Unfreundlichkeit und Beschränkungen gegen ihn. Er saß und stand seinen mißlaunigen Eidamen überall im Wege und sie entfernten ihn endlich sogar dadurch von ihren Familientischen, daß sie, nach genommener Verabredung, alle zugleich anfingen, die Sitte der Engländer nachzuäffen und erst Nachmittags um fünf Uhr zur Tafel zu gehen; denn sie wußten, daß sich der alte Mann nicht dazu bequemen würde, weil er seit beinahe siebenzig Jahren gewohnt war, nicht zu frühstücken, aber mit dem Schlage der zwölften Stunde sein Mittagsmahl zu genießen. Er that Vorstellungen gegen die lange Fasten, die man ihm auflegte; allein es erfolgte keine

Abänderung. Es sey jetzt, hieß es, in großen Häusern allgemein Sitte, so spät zu essen; man würde sich daher durch Beibehaltung des alten Bocksbeutels *) vor der feinen Welt lächerlich machen. „Doch, liebes Väterchen," setzten die Töchter schmeichelnd hinzu, „Sie sollen darunter nicht leiden; wir wollen Ihnen täglich um zwölf Uhr, oder wenn Sie sonst befehlen, Ihre Mahlzeit auftragen lassen." —

„Soll ich also wieder allein essen?" sagte der Greis mit Wehmuth.

Man zuckte die Achseln und blieb dabei, es lasse sich nicht anders einrichten.

„Nun, so muß ich mich darein fügen;" sprach der Gekränkte. „Da ich mich aber nun einmal eurer Gesellschaft bei Tische nicht mehr erfreuen kann, so schickt mir künftig das Essen in meine Wohnung; denn es würde mir zu weh thun, in euern Häusern verlassen und stumm, wie ein Reisender in seinem Gasthofszimmer, zu speisen." —

Mit inniger Freude über die glücklich gelungene Entfernung des lästig gewordenen Kostgängers, ward

---

*) Ein besonders in Hamburg gewöhnliches Wort, das altväterliche Herkommen in der bürgerlichen Lebensart auszudrücken.

sein Verlangen erfüllt und man versorgte ihn einige Wochen lang zu rechter Zeit mit anständigen Speisen. Allmälich aber ließ diese Aufmerksamkeit wieder nach. Er mußte oft zwei bis drei Stunden auf seine Schüsseln warten und dann war wohl noch der Inhalt derselben ungenießbar. Kurz, man ging mit dem guten Manne eben so um, wie etwa ein gefühlloser Reicher einen Armen behandelt, dem er das Gnadenbrod gibt. Am Ende vergingen sich die Undankbaren an ihrem Vater so sehr, daß sie es bisweilen ganz vergaßen, seinen Tisch zu bestellen. Alle diese Kränkungen ertrug er mit Geduld; doch besuchte er die Häuser seiner Kinder nicht weiter und sie schienen ihn nicht zu vermissen.

Schon war einige Monate lang aller freundschaftliche Umgang unter ihnen abgebrochen, als sie plötzlich von ihm eine Botschaft erhielten, durch die er sie zu einem Gastmahl in seine Wohnung feierlich einladen ließ. Staunend sahen sie einander an. Sie begriffen nicht, wie er einen solchen Aufwand bestreiten könnte, da er, nach ihrer Berechnung, keines Thalers mächtig war. Daher glaubten sie fast: er wolle sich auf eine gemeine Art rächen und ihnen entweder gar nichts, oder nur Wasser und Brod auftragen lassen. Hier-

auf vorbereitet, gingen sie zu ihm. Aber welche Ueberraschung! Die Tafel war mit fürstlicher Pracht zugerüstet; es ward auf Silber gespeiset; ein kostbares und seltenes Gericht folgte dem andern und die theuersten Weine waren in Fülle vorhanden. Das alles kam ihnen wie ein Feenmährchen vor. Doch ihr Erstaunen sollte bald noch höher steigen.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward ihrem freundlichen Wirth gemeldet: der Handlungsdiener eines gewissen Kaufmanns Bohling (eines alten Freundes von ihm) sey vor der Thüre, um einen dringenden Brief von seinem Herrn abzugeben und sich sogleich Antwort zu erbitten. Dippold rief ihn herein, las den Brief und entschuldigte sich dann bei seiner Tischgesellschaft, daß er sie, wegen eines unverschieblichen Geschäfts, auf einige Minuten verlassen müsse. Er ging nun mit dem Diener in ein Nebenzimmer, schloß einen eisernen Kasten auf, langte verschiedene große Geldsäcke hervor und zählte zweitausend Stück Louisd'or auf die umher stehenden Tische. Seine Gäste, die ihn durch die offen gelassene Thüre so im Golde wirthschaften sahen, saßen wie versteinert und betasteten sich leise selbst, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es kein Traum sey. Indessen beschleunigte Dippolds

geübte Hand das Aufzählen; der Diener überblickte flüchtig die goldenen Reihen, strich die ganze Summe in einen Beutel und ging damit von dannen.

Dippold setzte sich mit einer gleichgültigen Miene wieder an den Tisch und fing an, von andern Dingen zu sprechen. Aber der Geist seiner Töchter und Eidame war abwesend, und hing fest an den Goldstücken, die sie forttragen sahen. Sie erwarteten jeden Augenblick, ein Wort darüber zu vernehmen; allein der Vater berührte diesen Punkt durchaus nicht, und so zwang er endlich einen der Schwiegersöhne, seinem beklemmten Herzen, das die Neugier ganz zuschnürte, durch eine Frage Luft zu machen.

„Die Sache ist kaum der Rede werth;“ antwortete Dippold. „Mein Freund Bohling brauchte auf einige Tage zehntausend Thaler; ich hatte sie eben müßig liegen, und schickte sie ihm.“ —

Diese kurze und runde Antwort machte auf die drei horchenden Paare einen unbeschreiblichen Eindruck. Ein Strom von Freundlichkeit ergoß sich über ihre Gesichter, und der alte Mann wußte sich vor Schmeicheleien nicht zu retten. Die gutherzigen Menschen erkannten und bereuten jetzt alles Unrecht, das sie sich gegen ihn hatten zu Schulden kommen lassen,

versprachen einstimmig, sich in der Folge besser zu betragen, ersuchten ihn dringend, künftig wieder an ihren Tischen zu speisen, und erboten sich, ihm zu Gefallen stets Mittags um zwölf Uhr auftragen zu lassen. Er lächelte zu diesen schönen Worten, deren wahren Gehalt er zu würdigen wußte; doch verschwieg er seine Gedanken, und gab den Heuchlern sogar die Zusicherung, daß er sich wieder, als Kostgänger, bei ihnen einfinden wolle.

Es geschah. Man trug ihn auf den Händen, und jede der drei Familien machte gegen die andern Kabalen, um den Vorrang in seiner Gunst zu gewinnen und eine besondere Begünstigung in seinem Testamente zu erschleichen; denn da sie, wider alles Erwarten, noch Geld in seinen Händen gesehen hatten, und sich vorstellten, daß sein geheimer Schatz durch die ausgeliehene Summe nicht erschöpft sey: so hielten sie es der Mühe werth, um den künftigen Besitz einer so vielversprechenden Erbschaft zu kämpfen. Dippold gewann bei diesem Familienkriege. Er ward von allen Parteien mit Liebkosungen und Gutthaten überhäuft, ließ sich aber von keiner Seite bewegen, ein Testament zu errichten. So widerspenstig blieb er bis an seinen Tod, der wenige Jahre nach dem räthsel-

haften Gastmahle, das er seinen Kindern gab, erfolgte.

Er hatte kaum die Augen geschlossen, so rissen sie die ihrigen weit auf, um sie an den Reichthümern seines Nachlasses zu weiden. Keuchend vor Hast und Begierde, flogen sie in seine Wohnung; aber mit Entsetzen fanden sie solche so leer wie eine Scheune. Kein Silbergeschirr, dessen sie doch einst so viel bei ihm gesehen hatten, glänzte ihnen entgegen; nichts als traurige Armuth blickte aus allen Winkeln hervor. Ihr einziger Trost war der große eiserne Geldkasten, der an seinem alten Orte stand, und mit mächtigen Vorlegeschlössern behangen war. Die Schlüssel dazu lagen unter dem Hauptkissen des Entschlafenen. Alle zwölf Hände der Erben griffen zugleich darnach. Sie stürzten dann auf den Kasten, und schoben und stießen einander auf die Seite; denn jeder und jede wollte das liebe herrliche Gold, das schlechterdings darin seyn mußte, zuerst sehen. Bei diesem Gedränge machte die Oeffnung des Deckels viel Mühe, und sie ward leider nicht belohnt. Der verwünschte Kasten enthielt nichts, in der Welt nichts, als einen halben Bogen Papier, auf welchen Dippold mit eigener Hand folgende Worte geschrieben hatte:

„Ihr werdet euch wundern, meine Kinder, statt

Silber und Gold, dieses kahle Blatt zu finden; aber ihr selbst habt mich, der in seinem Leben niemanden hinterging, zu dieser Täuschung gezwungen. Ich gab euch mein ganzes Vermögen, mit der Bedingung, mich bis an mein Ende zu verpflegen; allein ihr verfuhrt übel mit mir, und ließet mich manchen Tag hungrig zu Bett gehen. Was sollte ich thun? Mit euch zanken oder um Brosamen betteln? Beides widerstand mir. Dennoch wollte ich nicht ganz verhungern. Ich nahm daher meine Zuflucht zu einer List, und bat meinen Freund Bohling, mir auf einige Stunden sein Silbergeschirr und zweitausend Louisd'or zu leihen, und überdieß hundert Thaler zu schenken. Er that es, und ich bestritt mit der letztern Summe die Kosten jenes Gastmahls, das ich bloß darum anstellte, um mir vor euern Augen den Schein eines noch reichen Mannes zu geben, und euch dadurch mehr Achtung gegen mich einzuflößen. Ich erreichte diesen Zweck. Habt Dank für die freundliche Wartung und Pflege, die ich seitdem von euch genoß. Ich kann sie euch durch nichts, als eine gute Lehre vergelten. Seyd klüger als ich: gebt euern Kindern nicht euer ganzes Vermögen! Denn einem solchen Thoren, als ich war, gönnt man zur Dankbarkeit nichts als — ein Grab." —

II.

Der Prozeß um einen Bettelbuben.

Vor uralter Zeit, als man noch keine stehenden Heere hatte, mußten einst die gesammten Bürger eines deutschen Städtleins, von ihrem Oberherrn gezwungen, die Waffen ergreifen und in's Feld ziehen. Nur Weiber und Kinder blieben zu Hause und harrten von einem Tage zum andern auf die glückliche Heimkehr ihrer Gatten und Väter. Aber sie hofften vergebens. Die kleine Heldenschaar erlitt eine so blutige Niederlage, daß kaum zwei oder drei, die außerordentlich gut zu Fuße waren, dem feindlichen Schwert entrannen, und durch die traurige Botschaft, die sie mitbrachten, jedes Haus in Schrecken und Jammer versetzten.

Einige Wochen lang sah man nichts als Weinen und Wehklagen. Alle Geschäfte lagen darnieder. Die

trostlosen Witwen nahmen sich keines Dinges an und redeten nur immer von ihren seligen Männern und von jener Welt, wo sie wieder mit ihnen vereiniget zu werden hofften. Diese zärtliche Sprache führten auch Frauen, die mit ihren Eheherren so verträglich wie Hund und Katze gelebt hatten.

Durch einen solchen allgemeinen Stillstand der Betriebsamkeit mußte das Städtchen nothwendig ganz in Verfall kommen. Viele Familien geriethen an den Bettelstab, weil das Haupt fehlte, das für sie gesorgt und gearbeitet hatte. Eine neue Kolonie von Hausvätern war daher unentbehrlich; aber woher sollte sie kommen? Der Krieg hatte im ganzen Lande unter den Männern stark aufgeräumt, und jeder Ort litt Mangel daran. Doch gab es noch in vielen Häusern, wo die Herren ausgestorben waren, rüstige Gesellen und Knechte, die in jeder Betrachtung zu Haus- und Ehewirthen tüchtig gewesen wären, wenn sich die Witwen hätten überwinden können, sie zu diesen Ehrenstellen zu erheben. Aber keine wollte mit der Herablassung zu einer solchen Mißheirath den Anfang machen. Nur Stolz, nichts als leidiger Stolz stand dem Glück der wackern Burschen im Wege; denn die guten Männer, die auf dem Bette der Ehre gestorben waren,

wurden nach und nach vergessen, und die meisten Witwen bekannten laut: sie würden ohne Bedenken zur zweiten Ehe schreiten, wenn ein standesmäßiger Freier erschiene.

Die Geistlichen, die keinen Groschen von Hochzeiten und Kindtaufen einnahmen, und deßhalb nicht länger geduldig zusehen konnten, fuhren endlich den eigensinnigen Weibern scharf durch den Sinn. Sie ermahnten nicht nur unter vier Augen zu christlicher Demuth, sondern donnerten auch auf der Kanzel gegen Hoffarth und Eitelkeit, und legten der weiblichen Gemeine dringend an's Herz, aus der Noth eine Tugend zu machen und sich ohne Verzug zum Heirathen zu entschließen.

Dieser Eifer that Anfangs keine Wirkung. Aber wie Wassertropfen, die von einer Höhe herab fallen, nach und nach einen Stein aushöhlen, so wurden zuletzt auch die harten Herzen erweicht. Die Frau Bügermeisterin (oder Stadtmeisterin, wie man sie damals nannte,) leuchtete den andern Witwen mit einem guten Beispiele vor. Sie rief, als sie einst von einer Kernpredigt gewaltig erschüttert worden war, ihren Markthelfer in die Putzstube, erklärte ihn in Gegenwart der staunenden Kinder und Mägde zu ihrem Bräutigam, und schickte sofort Eilboten aus, die ihren

heldenmüthigen Entschluß in allen Häusern der Stadt verkündigen mußten.

Nun ging es zu, wie auf einem Sklavenmarkte. Wie dort die Käufer heran stürzen und sich um die feil gebotenen Neger reißen: eben so begierig haschten hier die Witwen nach Männern, und in wenigen Stunden waren alle Exemplare vergriffen. Am Ende des Tages war im ganzen Städtchen kein mannbarer und noch unverlobter Jüngling zu finden, wenn man ihn auch mit Gold hätte aufwiegen wollen. Indessen waren nur wenige heirathslustige Frauen leer ausgegangen.

Am empfindlichsten traf eine solche Niete zwei sechzigjährige Matronen, die mehr, als alle übrigen Witwen gewünscht hatten, die letzte Station ihrer Lebensreise in der angenehmen Gesellschaft eines jungen Mannes zurück zu legen. Unglücklicher Weise hielten sie eben Mittagsruhe, als die Ansage der Stadtmeisterin geschah, und so verschliefen sie Zeit und Gelegenheit, sich in den Besitz der jungen Burschen zu setzen, die sie mit Augen und Herzen schon lange heimlich in Beschlag genommen hatten. Diese Lieblinge waren nun schon in andern Händen, von welchen keine gefällige Wiederauslieferung zu hoffen war. Wahrscheinlich hät-

ten sich auch die wohlversorgten Bräutigame selbst gegen einen solchen Brautwechsel gesträubt; denn Frau Barbara und Frau Ursula (so hießen die beiden Alten) waren wegen ihrer ausgezeichneten Häßlichkeit kräftige Schutzmittel gegen die Liebe, und standen überdieß als boshafte Klätscherinnen in einem so übeln Geruch, daß sie von der ganzen Stadt wie giftige Schlangen geflohen wurden. Desto inniger hielten sie zusammen, begleiteten einander auf allen Wegen und Stegen, theilten sich jedes Geheimniß mit, und waren überhaupt die vertrautesten Freundinnen. Es schien unmöglich, daß sie sich jemals entzweien könnten, und dennoch kam es bei folgender Veranlassung zwischen ihnen zum Bruch.

Sie gingen einst, als sie noch beide über ihre nothgedrungene Ehelosigkeit sehr mißlaunig waren, mit einander in die Kirche. Der Weg führte sie über einen öffentlichen Platz. Hier saß ein junger, in Lumpen gehüllter, aber wohlgebildeter Landstreicher, der nicht älter als achtzehn oder neunzehn Jahre seyn mochte, auf einem Steine, und aß mit dem besten Appetit ein Stück schwarzes Brod. Da es eben hinreichte, um satt zu werden, so nahm er sich nicht die Mühe, die beiden Freundinnen um eine Gabe zu bit-

ten. Aber sie selbst redeten ihn an und erkundigten sich nach seinem werthen Namen.

Er nannte sich Valentin Schlender.

„Wer seyd Ihr?“ fragten sie weiter.

„Meines Handwerks ein Bettler;“ war die Antwort aus lachendem Munde.

„Wo seyd Ihr zu Hause?“

„Das kann ich so eigentlich nicht sagen. Mein Vaterland ist überall.“

„Könnt Ihr nicht arbeiten?“

„Ich hab's noch nicht versucht.“

„Was soll denn aus Euch werden?“

„Daran dacht' ich nie.“

„O, Ihr sorgloser Mensch! Es kann Euch noch übel in der Welt ergehen.“

„Wenn's nur nicht schlimmer wird, wenn's nur so bleibt!“

„Ein gottloser Kerl!“ flüsterte Barbara ihrer Busenfreundin in's Ohr: „Wir wollen uns nicht weiter mit ihm abgeben; wir machen uns Schande.“ —

Hiermit drängte sie Urseln hinweg, und sie gingen einige Schritte nach der Kirche hin. Plötzlich aber wandte sie sich zu ihrem Dienstmädchen, das ihr ein Gesangbuch und andere Kirchenbedürfnisse nachtrug,

und sagte leise: „Kind, wenn du zurückgehst, führe den Burschen, der dort sitzt, in mein Haus, und laß ihn warten, bis ich komme. Ich habe ein Wörtchen mit ihm zu sprechen."

Ursel errieth den geheimen Befehl, und machte, von Neid entbrannt, gegen ihre Freundin einen argen Entwurf, ohne sich jedoch etwas merken zu lassen. Sie heuchelte im Gegentheil die heiterste Unbefangenheit, und unter freundlichen Gesprächen traten sie mit einander in die Kirche. Aber kaum hatte Ursel die Schwelle hinter sich, so riß sie plötzlich das Schnupftuch aus der Tasche, hüllte das Gesicht bis an die Augen hinein, und trippelte mit vorwärts gesenktem Körper, als hätte sie Nasenbluten bekommen, wieder zum Tempel hinaus. Barbara, der sie mit gutem Bedacht den Vortritt gelassen hatte, ward nicht gewahr, daß ihre Freundin hinter ihr verschwand, und setzte sich mit ruhigem Gemüth in ihren Betstuhl.

Indessen lief Ursel so schnell, als sie konnte, nach dem Platze zurück, wo sie den artigen Bettelbuben verlassen hatte, und ward seelenfroh, ihn noch auf seiner vorigen Stelle zu finden. „Mein Söhnchen," sagte sie, „hast du wohl Lust, einen Bissen warmes Essen zu genießen?"

„Ei, warum nicht?“ antwortete Valentin.

„Nun, so folge mir!“ fuhr sie fort: „Ich habe Mitleiden mit dir, und will dich speisen und tränken.“

Rasch ging's nach Hause. Ihre Kinder und Dienstboten sahen den unsaubern Gast, den sie mitbrachte, mit großen Augen an, und erstaunten noch mehr über die außerordentlichen Anstalten, die zu seiner Verpflegung gemacht wurden. Sie steckte einen Braten an den Spieß, bereitete dem Fremdling ein warmes Bad, schenkte ihm den Schlafrock und die Sammtmütze des seligen Herrn, und schrieb das alles auf Rechnung der christlichen Liebe.

Während der Zeit wollte Bärbchens Zofe den jungen Menschen abholen; aber die Stätte war leer. Sie glaubte, das würde nicht viel auf sich haben, und ging getrost heim. Zwei Stunden nachher kam ihre Gebieterin. „Nun, wo ist der arme Wicht?“ fragte sie, und ihre rollenden Augen suchten ihn in allen Winkeln. Das Mädchen berichtete: sie habe ihn nicht gefunden. „O, du heilloses Geschöpf!“ rief Barbara: „wo hast du dich unter Weges verweilt? Hast du mit einer andern Dirne geschwatzt und deiner Herrschaft bösen Leumund gemacht, oder mit einem Buhler getändelt? Eins von beiden! Ich kenne Deine

Schliche. Aber ich sage dir, es ist dein Unglück, wenn du nicht augenblicklich läufst und den Menschen mir bringst!" —

Das unschuldige Mädchen wollte sich verantworten; aber Barbara ergriff eine Ofengabel und jagte sie damit in die Flucht.

„Ist das nicht ein Lärm um einen lumpigen Bettler!" schimpfte die Dirne und entsprang.

Als sie vor dem Bajonett der zürnenden Heldin gesichert war, ging sie ganz gemächlich nach dem Platze, wo Valentin einige Stunden zuvor frühstückte. Sie forschte nach ihm in der Gegend umher, und erfuhr bald von Augenzeugen, daß ihn Ursel entführt hatte. Mit dieser Nachricht flog sie nach Hause.

Barbara ward leichenblaß, warf ihren Mantel um, und überfiel Urseln, indem sie mit dem Vagabunden zu Tische saß, der vom Kopfe bis zum Fuß mit der Haustracht des Seligen bekleidet war. Jene, die etwas schwache Augen hatte, erschrack vor dieser Erscheinung. Sie glaubte beim ersten Anblick, der vormalige Besitzer des rothen Schlafrocks und der grünen Sammtmütze sey von den Todten erstanden. Als sie aber näher trat und den Gelbschnabel erkannte, schlug sie ein bitteres Hohngelächter auf, das man sechs Häuser

weit hörte. „Ei, das gefällt mir!“ rief sie und stemmte die Arme in die Seiten: „Hier scheint ja der Mensch, der vorhin nicht wußte, wo er zu Hause sey, nun auf einmal eine recht anständige Heimath gefunden zu haben.“ —

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Gevatterin!“ entgegnete Ursel, die sich jetzt von ihrer Bestürzung wieder erholt hatte: „Sie will eine gute Christin seyn und tadelt ein Werk der Barmherzigkeit?“ —

„Bewahre der Himmel!“ versetzte Barbara: „Wenn ich auch deßhalb eben nicht die Kirche versäume, so bin ich doch nun bereit, den Hungrigen zu speisen und den Nackten zu kleiden. Komm Er mit mir, mein Freund!“

Dieß sagend, faßte sie den Jungen am rechten Arm und wollte ihn fortziehen.

„Ist Sie bei Sinnen?“ schrie Ursel und setzte sich hastig in den Besitz des linken Arms. „Will Sie den Menschen mit Gewalt an sich reißen und ihn im stadtkundigen Schlafrocke meines seligen Herrn über die Gasse führen?“ —

Die beiden Weiber prüften nun, auf Valentins Unkosten, ihre Kräfte. Eine zog ihn hin, die Andere her, und Barbara griff so unbarmherzig zu, daß der

Schlafrock zerriß. Ursel schrie Zeter und gebot heftig, des ehrwürdigen Gewandes zu schonen; aber Barbara schwor, es ganz zu zerfetzen, wenn Jene nicht sogleich Frieden mache, und ein vernünftiges Wort, das sie ihr unter vier Augen sagen wolle, ruhig anhöre.

„Nun gut!" sagte Ursel. Beide setzten jetzt Valentins Arme wieder in Freiheit, und er war darüber sehr froh, weil er sie zum Essen höchst nöthig brauchte.

Die Gevatterinnen gingen mit einander in eine Nebenstube, und Barbara legte hier, ohne lange Vorrede, das seltsame Bekenntniß ab: daß sie, von mancherlei Umständen gedrungen, schleunig wieder heirathen müsse, und, bei gegenwärtigem Männermangel, entschlossen sey, sich den armen Jüngling antrauen zu lassen.

Jetzt war an Urseln die Reihe, aus vollem Halse zu lachen. Barbara ertrug schweigend diese Demüthigung, die sie gleichsam als den Kaufpreis ihres Auserwählten betrachtete. Doch der Handel war noch nicht richtig; denn als Ursel ihr Zwerchfell sattsam erschüttert hatte, that sie der Frau Gevatterin das freimüthige Gegengeständniß: daß sie, ebenfalls zum Heirathen geneigt, den jungen Schlender zu diesem Be-

huf in ihr Haus geführt und schon vorläufig als Ehemann eingekleidet habe.

„So mag Sie ihn wieder auskleiden!" erwiederte Barbe. „Der Bursch ist mein! Ich befahl meinem Mädchen, ihn auf dem Rückwege aus der Kirche mit sich zu nehmen. Folglich hab' ich auf ihn ein näheres Recht, als Sie, Frau Gevatterin!"

„Was Näherrecht!" schriel Ursel, deren Ehekonsort weiland in die juristische Praxis gepfuscht hatte. „Ich weiß besser, was Recht ist, und das will ich Ihr sagen. Der Mensch, der Valentin, war eine res nullius, und so ein Niemandsding gehört dem, der es zuerst ergreift."

„Sie will mir also den Zankapfel in Güte nicht ausliefern?"

„Nein, durchaus nicht."

„Pfui über die alte, manntolle Närrin!" —

„Ha, wie der Guckguck seinen eigenen Namen ausruft!" —

So ging's Schlag auf Schlag, mit steigender Hitze, bis die ganz erschöpften Lungen eine Pause nöthig machten. Während derselben entschloß sich Barbara zu dem Versuch, ob durch Aufziehung gelinderer Saiten etwas auszurichten seyn möchte. „Urselchen!" —

sprach sie in einem sanften, flehenden Tone — „Beste Frau Gevatterin! Gedenke Sie unserer vieljährigen Freundschaft und gebe Sie nach!“ —

„Nimmermehr!“ — war die stürmische Antwort.

„Es wird Sie gereuen!“ fuhr Barbara fort.

„Das will ich erwarten.“

„Ich mache die Sache bei der Obrigkeit anhängig.“

„Immerhin! Ehe der Prozeß anfängt, bin ich getraut.“

„O Jemine!“ rief Barbara höhnisch: „hat's denn so große Eile mit Ihr? Da muß ich doch gleich einen Riegel vorschieben.“ —

Sie rannte fort, lief spornstreichs zum Pfarrer, legte gegen Valentins und Ursels Trauung eine Protestation ein, und gab dann einem Advokaten Vollmacht, die gedrohte Klage wider ihre halsstarrige Freundin anzustellen, und zuförderst darauf anzutragen, daß Valentin von Urseln weggenommen und bis zur Entscheidung der Sache unter gerichtliche Aufsicht gestellt werde.

Ein tüchtiger Braten, den Barbara zu rechter Zeit und Stunde in die obrigkeitliche Küche sandte, benahm diesem sonderbaren Gesuch seine Lächerlichkeit, und es fand auf der Stelle geneigtes Gehör. Valen-

tin ward, als ein verdächtiger, mit keinem Reisepaß versehener Landstreicher, aus Ursels Behausung abgeholt und in leidlichen Gewahrsam gebracht, ehe sie ihm noch ihre brennende Liebe entdeckt hatte.

Der Prozeß begann; die Güte ward fruchtlos gepflogen; alle Welt war neugierig auf den Rechtsspruch. Er lautete aus dem labyrinthischen Aktenstyl in verständliches Deutsch übersetzt, folgender Maßen."

„Weder Klägerin noch Beklagte können auf Valentin Schlendern einen rechtlichen Anspruch begründen. Er selbst aber hat, natürlicher Weise, die Freiheit, eine von beiden zur Gattin zu wählen; und es kann ihm allenfalls, um der Fortsetzung dieses abenteuerlichen Streites vorzubeugen, eine gerichtliche Erklärung darüber abgefordert werden."

Als diese Sentenz den beiden mannsüchtigen Weibern publicirt wurde, schimpften sie, wie Rohrsperlinge, auf die Urthelsverfasser, und bezeigten Lust, gegen den ungünstigen Ausspruch derselben irgend ein Rechtsmittel einzuwenden. Aber der Richter, ein redlicher und uneigennütziger Mann, schreckte sie durch die Vorstellung, daß sicher in der zweiten Instanz nicht anders gesprochen werden würde, von diesem

Vorhaben ab. Sie beruhigten sich bei dem Urthel, und baten dringend, den nächsten Tag zum Termin der Brautwahl zu bestimmen. Das geschah, und jede ging nun heim, mit der Hoffnung, den verlorenen Prozeß noch zu gewinnen.

Der Richter lag am folgenden Morgen noch im Bette, als sie schon in der steifen Pracht ihrer seit vierzig Jahren veralteten Brautkleider, mit goldenen Ketten und Ringen überladen, und mit Schönpflästerchen geschmückt, an Gerichtsstelle erschienen. Sie mußten eine Stunde warten, und vertrieben sich indessen die Zeit mit einem angenehmen Gezänk. Endlich kam der Richter und befahl, den Vagabunden vorzuführen.

Unbekannt mit dem Prozeß, den seine Person veranlasset hatte, fiel er wie aus den Wolken, als ihm dieses öffentliche Geheimniß bekannt gemacht und das Urthel vorgelesen wurde. Bewegungslos stand er in der Mitte der beiden Sibyllen, die alles aufboten, ihn zu erobern. Sie liebäugelten, spitzten kußgierig den Mund, und zwangen sich zu einem zärtlichen Mienenspiel, das sie vollends zu Fratzenbildern entstellte. Zu gleicher Zeit tändelten ihre siebenfach beringten Finger mit den goldnen Halsketten, und am Ende zogen sie sogar große Geldbeutel unter den Schürzen

hervor, und ließen die darin versammelten harten Thaler vor Valentins Ohren springen und klingen. Er schielte rechts und links, lachte hier, lachte da, und sagte kein Wort.

„Entschließt Euch!" sprach der Richter.

Der Bursch kraute sich hinter den Ohren und machte ein jämmerliches Gesicht. „Gestrenger Herr," hob er endlich an, „soll und muß ich durchaus eine von diesen garstigen Altmüttern zur Strafe heirathen?" —

Die Matronen erschracken; doch stellten sie sich, als hielten sie diese harten Worte für einen Scherz.

„Ihr seyd ein Narr!" antwortete der Richter: „Und überdieß ein unhöflicher Narr! — Wie könnt Ihr die Verbindung mit einer ehrsamen Frau, die Euch Haus und Hof zubringt, eine Strafe nennen? — Ich dächte, sie wäre vielmehr eine Wohlthat für Euch!" —

Valentin sah still und nachdenkend vor sich hin.

„Macht ein Ende!" fuhr der Richter auf. „Sonst gibt man Euch Euern ganzen Reichthum, den Bettelstab, wieder in die Hand, und jagt Euch aus der Stadt." —

„O, damit erzeigen Sie mir eine große Gnade!" sprach Valentin. „Leben Sie insgesammt wohl!" —

Mit diesem Valet sprang er lustig, wie ein Böcklein, aus der Gerichtsstube, und lief durchs nächste Stadtthor in die weite Welt.

Todtenbleich starrten die Weiber, wie Bildsäulen, ihm nach.

„Ein nichtswürdiger Schuft!" rief der Richter mit scheinbarem Unwillen. „Er war unwerth des Glücks, das Sie ihm anboten." —

Aber im Herzen sprach er: „Ich wollte selbst lieber betteln, als Euch heirathen, ihr Unholden!" —

Indessen fingen die Versteinerten wieder an, sich zu regen, und wollten sich mit trüben Gesichtern empfehlen.

„A propos!" sagte der Richter: „Da ich sehe, daß Sie Baarschaft bei sich haben, die Ihnen auf dem Heimwege beschwerlich werden möchte, so will ich Ihnen diese Bürde dadurch erleichtern, daß ich Ihnen hier die Berechnung der aufgelaufenen Prozeßkosten und Atzungsgelder für den undankbaren Ausreißer vorlege, die Sie, nach Urthel und Recht, gemeinschaftlich zu entrichten belieben werden. Der ganze Braß beträgt, taxmäßig liquidirt und moderirt, in Summa: Achtzig Thaler, sechzehn Groschen, drei Pfennige. Doch, um einen Bruch zu vermeiden, will

ich die Pfennige bei Ihnen gut behalten, bis Sie mir etwa ein neues Prozeßchen in die Hände spielen." —

„Davor bewahre mich der Himmel!" rief Ursel.

„Und mich nicht minder!" seufzte Barbara. „Wer hätte gedacht, daß einem auf dem heiligen Kirchwege ein solches Unglück zustoßen könnte!" —

Sie zahlten nun ihre Schuld, wankten mit schweren Herzen und leichten Beuteln nach Hause, und hofften noch von einem Tage zum andern auf die freiwillige Rückkehr des geliebten Flüchtlings, bis ihnen, statt seiner, der Tod die kalte Bräutigamshand reichte.

III.

Die Nebenbuhler.

In England, wo die Sonderlinge zu Hause sind, lebte vor geraumer Zeit ein wunderlicher Heiliger, Namens Lukas, der eben so viel Grillen als Geld hatte. Er trieb Kaufmannschaft und scharrte ein so ansehnliches Vermögen zusammen, daß er (wie man auf jener Insel zu sagen pflegt) wenigstens fünfzig tausend Pfund Sterling werth war. Daher hielt er sich für einen überaus wichtigen Mann. Allein der Tod hatte vor ihm und seinem Golde keinen Respekt, sondern legte ihm in den besten Jahren seines Lebens den Handel und lieferte ihn dahin, wo der Bettler eben so viel gilt, als der Herr einer Million.

Aber auch in diesem Lande der Gleichheit wollte der hochwerthe Herr Lukas vor andern Menschen

etwas voraus haben. Er richtete sich einige Jahre vor seinem seligen Hintritt ein prächtiges Zimmer ein, worin er, von minder werthen Sterblichen gesondert, bis zum jüngsten Tage ausschlafen wollte. Es befand sich im Untergewölbe einer Kirche; der Fußboden war mit Cedernholz getäfelt und die Wände schmückten seidne Tapeten. Hier sollte sein vergoldeter Prunksarg stehen, den er an allen Seiten, wie eine Staatskutsche, mit Fenstern von Kristallglas verzieren ließ, ungeachtet niemand begreifen konnte, was der seltsame Mann noch dann zu sehen hoffte, wenn einst seine Augen vom Tode versiegelt seyn würden. Er wollte vielleicht den Küster belauschen, dem er es in seinem Testamente, gegen einen gewissen Jahrlohn, zur Pflicht machte, sein elegantes Grabzimmer täglich zu reinigen und auszustäuben.

Diese Anordnung war im Grunde nicht zu tadeln: denn die Kirchner in England mögen bequeme Herren seyn. Wenigstens ist gewiß der ein träger Gesell, der den sogenannten Dichterwinkel unter seiner Aufsicht hat. Mit diesem Spottnamen bezeichnet der theure John Bull*) die unsaubere Vorhalle der

---

*) So nennt man, wie bekannt, im Scherz, den großen Haufen des englischen Volkes.

Westminister-Abtei, wo die Denkmäler Shakespears, Miltons und anderer unsterblichen Dichter, aufgestellt, aber — nach der Versicherung glaubwürdiger Augenzeugen — mit Staub und Schmutz bedeckt sind.

Daß Herr Lukas einen Sparren zu viel hatte, bewies sein ganzes Testament und unter andern folgende Klausel:

„Ich verordne, daß jährlich an meinem Todes-„tage ein großes Gastmahl mir zu Ehren ange-„stellt und meine Gesundheit dabei getrunken „werde. Doch ehe man zur Tafel geht, soll sich „die ganze Gesellschaft der Eingeladenen in einem „feierlichen Zuge zur Kirche begeben und einer „von ihnen mit lauter Stimme in mein Begräb-„niß hinab rufen: Herr Lukas, wie befin-„det Ihr Euch?“

Man that dem Querkopf seinen Willen. Der Vormund seiner einzigen Tochter und Erbin gab jährlich einen köstlichen Schmauß, und man trank so wacker auf die Gesundheit des wohlseligen Stifters, daß mancher ehrliche Gast seine eigene Gesundheit dabei zusetzte. Auch die Prozession ward richtig gehalten. Sämmtliche Herren und Damen zogen paarweise in

die Kirche und versprachen sich von diesem Spaziergange wenigstens den Nutzen, daß er ihre Eßlust vermehren werde. Aber Herr Lukas ließ die Frage nach seinem Befinden — ungeachtet sie immer die mächtigste Baßstimme in der Gesellschaft über sich nahm — jederzeit unbeantwortet.

Als man diese Posse fünf oder sechs Mal gespielt hatte, war Fanny, seine hinterlassene Tochter, sechszehn Jahre alt. Die Natur scheint bisweilen die Schooßtöchter des Glücks durch Häßlichkeit demüthigen zu wollen; dieß war aber hier nicht der Fall. Fanny hatte von ihr die freigebigste Aussteuer von Reizen erhalten und zog mit den zwei Magneten, Schönheit und Reichthum, eine Schaar von Anbetern an sich.

Unter diesen war der vormalige Buchhalter ihres Vaters, Herr Box, der längst den sehnlichsten Wunsch hegte, ein eben so werther Mann zu seyn, wie weiland sein Prinzipal. Er glaubte, das Bret am dünnsten Flecke zu bohren, wenn er sich den Lukassischen Nachlaß antrauen ließe; dieses Geschäft ging aber nicht so leicht von Statten, als er sich einbildete. Fanny's Abneigung gegen seine Person war kein dünnes Bret, sondern eine ellendicke eichne Pfoste, die

der stumpfe Bohrer seiner Zärtlichkeit nicht überwältigen konnte.

Dem kleinen, kugelrunden Herrn Box fehlten freilich alle erforderliche Eigenschaften eines anmuthigen Liebhabers. Der Winter des Lebens hatte schon sein Haupt mit Schnee bestreut; sein flaches, geistloses Gesicht glich einem Zählbrete, und alles, was es sprach, war so trocken, wie das Einmaleins. „Ach, schöne Miß!" wehklagte er eines Tages: „wie können Sie so kaltsinnig, ich möchte fast sagen, so undankbar gegen mich seyn! Wie oft hab' ich Sie, als Kind, auf meinen Knien gewiegt, auf meinen Armen getragen!" — Fanny unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Ich geb' Ihnen den Vorwurf der Undankbarkeit zurück, Herr Box!" sagte die Lose. „Sie hätten aus demselben Grunde, den Sie gegen mich anführen, Ihre alte Wärterin heirathen sollen." —

Dergleichen herbe Pillen bekam der arme Buchhalter so oft zu verschlucken, als er den Mund öffnete, um von seiner Herzensangelegenheit zu sprechen. Er hatte sich, so ein guter Rechenmeister er übrigens war, bei seinem Heirathsplane durchaus verrechnet. Die Liebe sollte ihm die Pforten des Glücks aufthun, und sie selbst war es, die ihm einen Riegel vorschob, in-

dem sie einem jungen, raschen Seemann Gelegenheit machte, in Fanny's Herzen zu ankern.

Der Schiffslieutenant Richard und Herr Box glichen sich wie Apoll und ein ziegenfüßiger Waldgott. Kein Wunder also, daß Fanny, die ein Paar recht gesunde Augen hatte, den schönen blühenden Jüngling dem alten grauen Männlein vorzog. Ihr Vormund, ebenfalls ein sehr werther Kauf- und Handelsherr, sah Anfangs dazu schel, weil er den Officier für einen armen Glücksritter hielt, der bloß auf das Vermögen seiner Mündel Jagd mache; aber Richard beurkundete ihm eine unfehlbare Anwartschaft auf den ansehnlichen Reichthum eines achtzigjährigen Oheims, der die lächerliche Gutherzigkeit hatte, sich selbst, am Rande des Grabes, alle Bequemlichkeiten des Lebens zu entziehen und Schätze für seinen Neffen zu sammeln, der ihm täglich den Tod wünschte. Nun stand der Vereinigung der Liebenden nichts weiter im Wege und die Verlobungsfeier ward angesetzt.

Der ökonomische Vormund wählte dazu den Todestag des Herrn Lukas, weil an demselben ohnedieß große Tafel gehalten werden mußte. Herr Box hatte in den vorhergehenden Jahren dem Sterbeschmause jederzeit beigewohnt und ward auch dieß Mal dazu einge-

laden; er ließ sich aber mit Krankheit entschuldigen. „Der arme Mann!“ sagten die Spötter: „Fanny's Korb hat ihn wund gedrückt.“ —

Die Gesellschaft that vor der Tafel die gewöhnliche Wallfahrt in die Kirche. Richard, der König des Tages, ward zum Sprecher gewählt und rief hinunter in die Gruft: „Herr Lukas, wie befindet Ihr Euch?“ —

„Schlecht!“ schallte dumpf die Antwort zurück.

Alle Gesichter erbleichten. Die Herren standen wie Säulen und ließen die Hüte aus den Händen fallen; die Damen stießen ein Zetergeschrei aus und taumelten auf die nächsten Bänke. Nur Richard blieb unerschrocken und rief wieder hinab: „Wer sprach da unten?“

„Der, den du fragtest!“ antwortete die vorige Stimme, die alle Anwesende, welche mit dem seligen Lukas Umgang gepflogen hatten, für die seinige erkannten.

„Sprich weiter! Was willst du?“ donnerte Richard den ächzenden Geist an.

„Ich habe keine Ruh' im Grabe.“ —

„Was stört dich?“ —

„Die Heirath meiner Tochter, die sie gegen meinen Wunsch und Willen vorhat.“

Fanny sank in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich selbst kam, erklärte sie ihrem Geliebten: sie könne seine Gattin nicht werden.

Richard beschwor sie, sich zu fassen und suchte mit flammenden Augen den Kirchner, der in der Ferne stand. „Komm Er doch näher, mein Freund! Was hält Er von dieser wunderbaren Sache?“ —

Der Kirchner zuckte die Achseln und versicherte: er habe einen solchen Auftritt vermuthet.

„So? — Aus welchem Grunde?“ —

„Ich hörte seit einiger Zeit, so oft ich allein in der Kirche war, ein schauderhaftes Gepolter in der Gruft und bisweilen ein jämmerliches Aechzen und Stöhnen.“ —

„Vermuthlich ein Katzen- und Rattenkrieg. Wir wollen mit einander hinab steigen.“

„Nicht um ein Königreich!“ rief der Küster, und sprang einige Schritte zurück.

„Nun, so geh' ich allein. Geb' Er mir den Schlüssel!“ —

Der Kirchen-Kastellan schlug dieses Verlangen rund ab. „Es läuft gegen meine Pflicht,“ sprach er, „die mir anvertrauten Schlüssel aus den Händen zu geben; und überdieß hat der selige Herr in seinem To-

stament angeordnet, daß man sich nur von oben hinab nach seinem Befinden erkundigen solle.“ —

„Umstände verändern die Sache;“ entgegnete Richard. „Da sich Herr Lukas, wie er sagt, übel befindet, so ist's Schuldigkeit, ihn zu besuchen. Drum her mit den Schlüsseln! Ich stehe sonst so lange hier Schildwache, bis jemand aus der Gesellschaft dem Herrn Pfarrer den Vorfall gemeldet hat.“ —

Der Küster entfärbte sich, trippelte ängstlich herum, sprach unvernehmliche Worte mit sich selbst, und überreichte endlich mit zitternder Hand den Schlüssel zu der eisernen Gitterthür, die in das Todtengewölbe führte.

Der Officier flog die Treppe hinab. Herr Lukas lag in seinem gläsernen Kasten so ruhig, wie man ihn hinein gebettet hatte. Richard durchspähte das ganze Gemach, und schlug am Ende den Umhang des Gestelles zurück, auf welchem der Sarg ruhte. Hier steckte, wie ein Igel zusammen gerollt, der rechte Mann, der sich nicht wohl befand. „Hurrah!“ rief der Seemann: „Finden wir einander hier? Kommen Sie doch hervor, Herr Box, und trinken Sie bei meiner Verlobung ein Glas Wein! Das wird Ihnen besser

bekommen, als wenn Sie so krumm sitzen und Grabesluft einathmen." —

Der Buchhalter war an Muth, Gegenwart des Geistes und Sprache so völlig bankrott, daß er diese Einladung mit keiner Sylbe beantworten konnte. Er ließ sich von seinem Nebenbuhler unter dem Sarge hervor nöthigen, und im Triumph die Treppe hinauf führen. Nun entstand oben ein Gelächter, wie es vorher wohl noch nie eine Kirche durchschallte. Vox suchte so schnell als möglich die Thür; aber sein Mitschuldiger, der Küster, benutzte die fröhliche Stimmung der Anwesenden zu der demüthigen Bitte: ihm darüber keinen schlimmen Handel anzurichten, daß er zur Ausführung eines lustigen Einfalls behülflich gewesen sey. Die muntre Gesellschaft war so gutwillig, sich den bösen Anschlag des Buchhalters als einen Scherz anrechnen zu lassen, eilte vergnügt zur Tafel, und Verlobung und Hochzeit erfolgten.

IV.

Der gute Sohn.

In einer großen Stadt, wo mancher Taugenichts schwelgte und praßte, kämpfte die tugendhafte Witwe eines armen Gelehrten mit Mangel und Noth. Ihr frühzeitig verstorbener Gatte hinterließ ihr nichts als einen zehnjährigen Knaben, der ein vortreffliches Herz, einen lebhaften Geist und die angenehmste Gestalt besaß. Seine muntern Einfälle belustigten jedermann, und allgemein bewunderte man sein schönes, langes, blondes Haar, das in der ganzen Stadt seines Gleichen nicht hatte. Julius bildete sich auf diesen Vorzug etwas ein; denn die Eitelkeit beherrscht jedes Alter, und ein kleiner, bescheidener Stolz auf Schönheit wandelt selbst die Unschuld an.

Seine Mutter arbeitete täglich vom Morgen bis in

die Nacht an künstlicher Stickerei, ward aber sehr kärglich dafür bezahlt, und erwarb nicht so viel, als sie zum nothdürftigen Auskommen brauchte. Dadurch verfiel sie in eine drückende Schuld. Ihr Hauswirth, ein reicher Bierbrauer, der einige Thaler Miethzins bei ihr zu fordern hatte, ließ sie Tag für Tag darum mahnen. Er befahl seinen Leuten, die er zu ihr schickte, recht stürmisch und unhöflich zu seyn, und die rohen Menschen machten sich ein Vergnügen daraus, die unglückliche Frau, befohlner Maßen, zu ängsten. Sie vergoß bei jedem solchen Auftritt eine Fluth der bittersten Thränen.

Eines Mittags ließ sie der Wirth zu sich entbieten. Sie stieg mit Zittern die Treppe hinab. Julius folgte ihr.

Der dicke Braumeister, der eben mit seiner Familie getafelt hatte, saß auf einem Sopha von Mahagony und schlürfte mit einer vornehmen Miene ein Glas Wein aus. Die arme Witwe neigte sich vor ihm und den übrigen Anwesenden tiefer und ehrerbietiger, als dem Stande dieser Leute gebührte; doch niemand erwiederte ihren Gruß; alle starrten ihr mit verächtlichen Blicken ins Gesicht. Diese Unhöflichkeit erlaubte sich besonders der Sohn vom Hause, ein frecher, über-

müthiger Bursch von zwanzig Jahren, der den großen Herrn spielte und mit den reichsten jungen Edelleuten in der Pracht seiner Kleidung wetteiferte. Er mischte sich im Schauspielhause und an andern Orten, wo es sich thun ließ, unter sie; aber seine gemeinen Sitten verriethen seine Herkunft, wie die langen Ohren das Müllerthier, das sich in eine Löwenhaut hüllte.

„Na, was wird denn endlich mit Ihr?" fuhr der Hausherr seine Schuldnerin an. „Bringt Sie Geld?"

Die Witwe bat wehmüthig noch um einige Tage Geduld. Sie vollende nächstens, sagte sie, eine mühsame Arbeit, mit der sie seit mehrern Monaten beschäftigt sey, und werde dann ehrlich bezahlen.

„Leere Ausflüchte!" rief der Braumeister. „Ich warte nicht länger!" —

„Sie muß durchaus auf der Stelle Rath schaffen!" kreischte der junge Laffe dazwischen und klirrte mit silbernen Sporen die Stube auf und nieder. „Ich kaufe heute ein Reitpferd aus einem gräflichen Stalle," fuhr er fort, „und die zehn Thaler, die Sie uns schuldig ist, sind zum Zaumgelde bestimmt." —

„So ist es!" sprach der Vater und blies sich gewaltig auf. „Ich geb' Ihr höchstens noch eine Stunde Zeit und will indessen Mittagsruhe halten. Liegt aber

dann mein Geld nicht hier auf dem Tische, und zwar in harten Thalern, wie es im Kontrakt ausgemacht ist: so werf' ich Sie aus dem Hause und nehme Ihren ganzen Bettelkram in Beschlag." —

Die Arme rang die Hände und betheuerte mit Thränen, daß es ihr ganz unmöglich sey, in so kurzer Zeit ihre Schuld zu tilgen. Ihr Jammer machte jedoch nicht den geringsten Eindruck auf die unempfindlichen Menschen. „Es bleibt dabei, wie ich gesagt habe!" sprach gähnend der Hausherr. „Geh Sie jetzt Ihres Wegs und wimmere Sie, wo sie will, nur nicht hier! Denn ich will Mittagsruhe halten!" —

Julius lief weinend vom Vater zum Sohn und bat um Mitleiden; sie stießen ihn aber mit Scheltworten von sich und drängten schnaubend seine Mutter, sich fort zu machen und Geld aufzutreiben. „Nota bene, keine Bettelmünze, sondern harte Thaler!" rief ihr der Braumeister noch nach, als sie schluchzend hinweg ging.

Von aller menschlichen Hülfe verlassen, warf sie sich in ihrem Stübchen auf die Knie und flehte den Himmel um Rettung an. Julius aber flog, ohne ihr davon ein Wort zu sagen, in die Wohnung eines Perückenmachers, der besonders für Damen arbeitete

und ihn einige Tage zuvor auf der Straße gefragt hatte: ob er nicht seinen Flachskopf verkaufen wolle. Damals war ihm von seinen geliebten Haaren, die er für einen seltenen Schatz hielt, kein einziges feil; doch jetzt bot er sie in Bausch und Bogen zum Kauf an und forderte zehn Thaler dafür.

„Bist du klug?" sprach der Perückenmacher. „Du bietest ja deine Hand voll Haare, wie Eulenspiegel sein Pferd!"

„O, verachten Sie mir meine Haare nicht!" versetzte der Knabe. „Alle Leute freuen sich darüber; und ich würde sie um keinen Preis verkaufen, wenn nicht meine arme Mutter in so großer Noth wäre." —

„Das thut mir leid;" erwiederte der Perückenmacher: „ich kann aber nicht mehr, als fünf Thaler dafür geben. Die Zeiten sind schlecht und die Damen genau. Sie verlangen die schönsten Perücken um ein Spottgeld, und fragen nicht darnach, ob die Haare dazu auf dem Kopfe eines Bösewichts oder eines guten Kindes gewachsen sind." —

Der Handel zerschlug sich. Julius ging weinend fort.

Als er aus der Hausthür trat, fragte ein wohlgekleideter Mann, den er nicht kannte, nach der Ursache

seiner Thränen. Er klagte seinen Kummer. „Sagst du mir die Wahrheit?“ sprach Jener. „Wolltest du wirklich deine schönen Haare für deine Mutter aufopfern?“ — Julius sagte treuherzig: Ja! „Das ist brav!“ erwiederte der Unbekannte. „Deine kindliche Liebe rührt mich. Komm, laß uns sehen, ob wir den Handel noch schließen können.“

Sie kehrten mit einander zum Perückenmacher zurück. Dieser verbeugte sich tief und fragte ehrerbietig, was zu des Herrn Grafen Befehl stehe.

„Meine Frau wünschte längst eine blonde Perücke;“ antwortete der Graf: „ich war aber immer dagegen, weil ich vor fremden Haaren, deren Abstammung mir unbekannt ist, einen unüberwindlichen Eckel habe. Hier aber stieß mir ein Knabe auf, dessen Haar mir gefällt. Es kommt nur darauf an, ob es zu brauchen ist.“

„Vortrefflich!“ antwortete der Perückenmacher. „Das wunderliche Kind verlangt aber zu viel.“

„Thut nichts;“ entgegnete der Graf. „Ich zahle die geforderten zehn Thaler. Nur zugeschnitten!“

Die Scheere ward angesetzt. „Halt!“ rief der Graf. „Ich will dir noch einen Vorschlag thun, mein Sohn! Es muß dich doch schmerzen, in einen Kahl-

kopf verwandelt zu werden. Sieh, hier schenk' ich dir fünf Thaler, und verlange kein Haar dafür."

„O, wie gütig sind Sie, Herr Graf!" sagte Julius. „Mir ist nur, leider! damit nicht geholfen. Meine Mutter braucht zehn Thaler, und um ihr diese zu schaffen, wollt' ich nicht blos meine Haare, sondern auch mein Leben verkaufen." —

„Nun, so bleibt es bei unserm Handel!" erwiederte der Graf, und der Perückenmacher setzte seine Scheere so rasch in Thätigkeit, daß Julius in zehn Minuten ganz kahl war. Er warf einen Blick in den Spiegel und die Augen gingen ihm über. Aber schnell erheiterte sich sein Gesicht, als er zehn Thaler auf den Tisch zählen sah.

„Da, mein Sohn!" sprach der Graf. „Dieß Geld bringe deiner Mutter! Und weil du so ein gutes Kind bist, schenk' ich dir hier noch ein Mal so viel. Das behalt aber für dich und kaufe dir Kuchen und Spielwerk!"

„Ganz außer sich vor Freude, küßte Julius die Hand des großmüthigen Mannes, strich die zwanzig Thaler ein und eilte wie geflügelt nach Hause. Der Graf, der ihn gern beobachten wollte, hatte Mühe, ihm zu folgen.

Unter der Zeit, als dieß vorging, schlief der Braumeister sein richtiges Stündchen. „Gottfried, wie steht's?" sprach er, sobald er die Augen aufschlug. „Hat das Bettelvolk oben die zehn Thaler gebracht?" — „Ja, da können wir warten, bis an den jüngsten Tag!" war die Antwort des tölpischen Stutzers.

„Na, so komm, Gottfried!" sagte der Vater. „Wir wollen mit der gelehrten Madam kurzen Prozeß machen. Ich will ihr zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin!" —

Vater und Sohn stiegen jetzt in's Dachstübchen der Witwe hinauf, die ihnen mit nassen Augen entgegen kam. Sie flehte nochmals um Nachsicht, und zeigte die bald vollendete Stickerei; aber die bauerstolzen Grobiane verhöhnten sie, drangen auf augenblickliche Befriedigung und drohten mit eigenmächtiger Selbsthülfe. „Ich muß mich in alles ergeben!" seufzte die Unglückliche. „Verfahren Sie so mit mir, wie Sie es vor Ihrem eigenen Gewissen verantworten können." —

„Gewissen hin, Gewissen her!" rief der Alte.

„Davon kann man kein Zaumgeld bezahlen!" fiel der Sohn ein.

Jener raffte nun alles, was ihm einigen Werth zu

haben schien, hastig zusammen, und der plumpe Elegant hob wie ein Gerichtsknecht Thüren und Fenster aus, um die arme Frau durch diese Maßregel zum Ausziehen zu zwingen. Duldend und schweigend saß sie mit verhülltem Gesicht in einem Winkel. „Nu, was greint Sie da noch lange?“ schnaubte Gottfried. „Fort mit Ihr!“ — Hiermit ergriff er sie beim Arm, um sie mit Gewalt aus der Stube zu führen.

In diesem Augenblicke stürzte Julius die Treppe herauf. „Mutter, hier sind zwanzig Thaler!“ rief er athemlos und umschlang ihre Knie. „Vergib, ach! vergib mir, daß ich ohne dein Vorwissen meine Haare verkaufte!“

Sie trat staunend zurück. „So viel Geld für deine Haare?“ — sprach sie mit bebender Stimme. „Das ist unmöglich! — Julius, was hast du gethan? Wie kamst du zu diesem Gelde?“ —

„Beruhigen Sie sich, Madam!“ sprach der Graf, der jetzt in die Stube trat. „Ihr guter Sohn sagt die Wahrheit. Er empfing die kleine Summe, die Ihnen bedenklich scheint, auf die ehrlichste Weise aus meinen Händen.“ —

Sie dankte gerührt und fragte nach seinem Namen. Er nannte sich Graf von Hallenstein.

Die beiden Brauer horchten hoch auf. Aber Gottfried besann sich nicht lange, mit dem Grafen Bekanntschaft zu machen. „Aha!“ sprach er mit einem linkischen Kratzfuß: „Sie sind vermuthlich der Herr, mit dem ich über den braunen Engländer in Handel stehe.“

„Sie mit mir?“ — versetzte Hallenstein, und maß den Brauerssohn mit einem finstern Blick. „Mein Stallmeister sagte mir, ein junger Mann von Stande habe sich als Käufer gemeldet. Doch — von Stande oder nicht: das macht keinen Unterschied. Ich sehe blos darauf, daß die Pferde, die ich verkaufe, gute Herren bekommen. Aus diesem Grunde werde ich meinem Stallmeister untersagen, den Handel mit Ihnen abzuschließen; denn da Sie so hart mit Menschen umgehen, wie viel grausamer mögen Sie Thiere behandeln!“ —

Gottfried stand bestürzt. Der Graf kehrte ihm den Rücken. „Miethen Sie sich, Madam, eine andere Wohnung!“ sprach er freundlich zur Witwe. „Ich werde Sie künftig unterstützen und für die Erziehung Ihres Sohnes sorgen. Er hielt die Probe, auf die ich ihn stellte, rühmlich aus, und gibt die schönste Hoffnung, ein braver Mann zu werden.“ —

Der Graf ließ die freudige Dankbegierde der armen

Frau nicht zum Worte kommen. „Was ich für Sie thue,“ sprach er, wird mir nicht schwer, und ist eine gerechte Erkenntlichkeit gegen Ihren verstorbenen Gatten, dessen humoristischen Schriften ich manche heitere Stunde verdanke.“ —

Er erfüllte sein edles Versprechen, und ließ den Knaben so trefflich erziehen, als ob er sein eigener Sohn wäre. Nach zwanzig Jahren befand sich Julius als ein angesehener Staatsbeamter im blühendsten Wohlstande, und Gottfried, der indessen durch Müßiggang und Verschwendung verarmt war, diente als Reitknecht bei ihm.

V.

Klaudine.

„Das sind mir böhmische Dörfer!“ brummte kopfschüttelnd der Bürgermeister Cyrillus, indem er die Brille von der Nase hob und einen Brief aus der Hand legte, den er von seiner Tochter bekommen hatte. Klaudine war seit einem halben Jahre in der Residenz, um allerlei Damenkünste zu lernen, die in dem Provinzialstädtchen, wo Cyrillus regierte, niemand zu lehren verstand. Sie wechselte Briefe mit ihm. Er schrieb ihr, wie viel Eier die Hühner gelegt hatten; sie gab ihm dagegen Nachricht von Schauspielen, Maskeraden und andern solchen Dingen, die ihn insgesammt weit weniger interessirten, als die Fruchtbarkeit seiner Putthühnchen, wie er sein Hausgeflügel liebkosend nannte. Der Brief, über den er sich jetzt den Kopf zerbrach,

handelte von der Schädellehre. Doktor Gall hatte eben damals seinen Reise-Katheder in der Hauptstadt aufgeschlagen, und Klaudine war, in Gesellschaft einer dort wohnenden Tante, die durchaus eine Gelehrte vorstellen wollte, seine Zuhörerin. Vater Cyrillus wußte nicht, was er sich bei den widrigen Menschenschädeln denken sollte, die er im Briefe hier und da, zur Erläuterung der angerühmten Gehirnlehre, mit der Feder gezeichnet fand. Er war indessen auch nicht sehr neugierig darauf, sondern befürchtete im Gegentheil, daß ihm seine redselige Tochter, deren Rückkunft in den nächsten Tagen bevorstand, mehr als zu viel davon vorplappern werde.

Von der Tante begleitet, kam sie an. Der Haushund bewillkommte sie am Wagen und sprang mit freudigem Gebell an ihr auf. Sie legte die Hand auf seinen Kopf. „O Tantchen!" — rief sie mit einem gezierten Tone, um ihre großstädtische Verfeinerung einem halben Dutzend Straßenjungen zu zeigen — „Bestes Tantchen, fühlen Sie doch! Kann sich das Organ der Treue deutlicher aussprechen?" — Mit zwei Hirnschädeln im Arm, entstieg Madam Elster (so hieß das Tantchen) dem Wagen und las auf der Stelle ein kleines öffentliches Kollegium über des Pudels Kopf,

wie einst in Berlin ein gewisser Dichterling über den seinigen lesen ließ.

Cyrillus ging den ankommenden Frauenzimmern bis an die Hausthür entgegen, und machte hier die Erfahrung, daß übermüthige Großstädter, die sich sehr klug dünken, bisweilen mit Kleinstädtern, die sie für einfältig halten, etwas unartigen Spaß treiben: denn als er die gelehrte Dame mit den feierlichsten Scharrfüßen und Redensarten empfing, streckte sie zwei lange, dürre Finger aus, um seine Perücke abzuheben und die darunter verborgenen Organe zu prüfen. Er rettete sich vor der Hand durch einen entschlossenen Rücksprung; doch oben im Zimmer mußte er herhalten. „Ach, welch herrliches Organ der Kinderliebe!“ rief Klaudine. „Nun wundert's mich nicht mehr, Väterchen, daß Sie immer so gut sind!“ —

„Possen!“ sagte Cyrillus: „Es mag wohl Mancher einen Hirnkasten haben, wie ich, und dennoch ein liebloser Vater und ein Wütherich seyn.“ —

„Nicht möglich!“ versetzte Madam Elster. „Wo ein Organ, es sey gut oder schlimm, vorhanden ist, kann seine Thätigkeit nicht ausbleiben.“ —

Cyrillus schwieg, weil er sich zu schwach fühlte, mit seiner hochgelahrten Schwägerin zu streiten. Sie machte

ihn, so gut es sich in der Geschwindigkeit thun ließ, mit der Schädellehre bekannt, und empfahl ihm, sich derselben auf dem Rathhause, als eines untrüglichen Entdeckungsmittels geheimer Verbrechen, zu bedienen.

Auch Klaudine gab mit einer altklugen Miene ihr Scherflein dazu und kündigte ihrem Vater an: sie werde nicht heirathen, ohne vorher die Organe des Mannes, der sich ihr antrage, mit strenger Vorsicht untersucht zu haben. Nur auf diesem Wege, meynte sie, könnten glückliche Ehen geschlossen werden; und es sey bisher blos Zufall gewesen, wenn sich hier und da ein Paar gleichgestimmter Seelen zusammen gefunden hätte.

Der Bürgermeister ließ das alles dahin gestellt seyn, und ging der Madam Elster und ihren Todtenköpfen so weit als möglich aus dem Wege, bis sie am folgenden Tage wieder abreis'te.

Klaudine war (den Vorwitz abgerechnet, den sie sich in der Hauptstadt eigen gemacht hatte) ein feines Mädchen und das einzige Kind eines reichen Vaters: es fanden sich daher bald, wie Fliegen bei einer Zuckerschale, eine Menge Freier bei ihr ein. Den Reihen

führte Herr Täubling, Doktor der Weltweisheit, jüngster Prediger des Orts, und — etwas mehr Geck, als sich für einen Geistlichen schickte. Er kräuselte sein Haar zu einem Tituskopf, baute sich bisweilen sogar einen modischen Hahnenkamm auf die Scheitel, jagte beständig, doch immer fruchtlos, nach Witz, trug Gottes Wort auf der Kanzel in poetischer Prosa vor, gab seine Liebeserklärung in einem Sonnet von sich, und war bei allen diesen Bestrebungen, als ein Genie zu glänzen, ein — Pinsel. Mamsell Cyrillus ertheilte ihm den Bescheid: sie habe gegen seine werthe Person nichts einzuwenden, doch, mit seinem Charakter noch zu wenig bekannt, müsse sie um Erlaubniß bitten, sich von dem wirklichen Daseyn der vortrefflichen Gemüthseigenschaften, die sie bei ihm vermuthe, durch Anwendung der Organenlehre zu überzeugen. Meister Täubling, der sich für einen ganz vollkommenen Menschen hielt, bot seinen lockigen Kopf sehr bereitwillig dar. Galls Schülerin befingerte ihn säuberlich, zog sich aber bald mit einer verlegenen Miene zurück.

„O Zenith der Anmuth, o Chimborasso der Schönheit!“ rief der Magister: „Was sprechen diese Korallenlippen, die ich jede Nacht im Traum küsse, für ein Urtheil?“ —

„Daß es bei den geträumten Küssen sein Bewenden hat!" fiel Klaudine lachend ein.

„Mein Himmel! wie denn so?" fragte der erschrockene Schöngeist, und machte ein Jammergesicht, als blieb' er in einer Predigt stecken.

„Sie besitzen viel edle Organe, Herr Magister!" fuhr Klaudine fort: „Aber, leider! säte die Natur ein wenig Unkraut unter den Weizen, und gab Ihnen auch das Organ der — Raufsucht." —

„Unmöglich!" rief Täubling: „Ich bin der sanftmüthigste Mensch unter der Sonne, ein leibhafter ewiger Friede; das muß der Neid sagen! Auf Schulen und Universitäten ward ich zwar mitunter gerauft, aber ich raufte nie wieder, sondern befolgte die biblische Vorschrift: So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar!" —

„Recht fromm und christlich!" spöttelte Klaudine. „Aber, bei aller schuldigen Achtung gegen die Bibel, könnt' ich denn doch einen Mann mit so kaltem Fischblute zum Ehegatten noch weniger brauchen, als einen Schläger und Raufbold." —

Magister Täubling seufzte, trug seinen Korb heim, und sang Klagelieder.

Kurz nachher trat der Stadtarzt, Doktor Mauerbrecher, als Bewerber auf. Ein viereckiger, roher, ungeschlachter Mann; in Allem das Widerspiel des zärtlichen Täublings. Wenn er Nachmittags, wie gewöhnlich, einen Hieb hatte, ging ihm jedermann aus dem Wege, um nicht von ihm einen Zungenhieb zu bekommen. Nur der Tod fürchtete sich nicht vor ihm, und behielt meistens die Oberhand, wenn sie mit einander um einen Kranken stritten. Mauerbrecher war es gewohnt, den Kürzern zu ziehen, und schämte sich dessen so wenig, als ein schlechter Soldat, der aus Feigheit das Gewehr streckt.

Klaudine hatte die stärkste Abneigung gegen den Doktor; doch da er eins der vornehmsten und begütertsten Häupter des Städtchens war, so wies sie ihn, als er auf Freiers Füßen bei ihr erschien, nicht sogleich ab, sondern würdigte ihn der Organenschau. Hierzu wählte sie bedächtig eine Morgenstunde, weil es Nachmittags höchst gefährlich gewesen wäre, dem Bären auf den Kopf zu greifen.

„Nun, was bin ich für ein Kerl?“ schrie er auf, als sie ihn kaum angerührt hatte: „Bin ich zum Ehestande tüchtig?“ —

Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und ge-

stand erst nach langen Folterungen mit den schonendsten Ausdrücken, daß sie das Organ des Mordsinnes bei ihm entdeckt habe.

„Mordsinn?“ — fuhr er sie an: „Donner und Hagel, Mamsell! ist das Ernst, oder nur der abgenutzte Spaß, der uns Aerzten so oft in den Bart geworfen wird?“ —

Klaudine versicherte, sie scherze nicht, und hob in der Kunstsprache der Gallisten an, das wirkliche Daseyn des ihm beigemessenen Organs zu demonstriren.

„Gehn Sie mir mit Ihrem Schnickschnack!“ fiel er ihr heftig ins Wort. „Die Schädellehre ist Wind, lauter Wind! Das hat der Geheime Rath Walter in Berlin dem Doktor Gall unter die Augen gesagt und geschrieben.“ —

„Aber wissen wir, wer Recht hat?“ versetzte Klaudine.

„Das merden Sie, Mamsell, mit Ihrer Weisheit nicht ausmachen!“ polterte Mauerbrecher. „Folgen Sie meinem Rath, denken Sie nicht mehr an diese Alfanzerei, und studiren Sie Koch- und Wirthschaftsbücher, um eine geschickte Hausfrau zu werden.“ —

„Wenigstens für Sie nicht, mein Herr!“ sagte die Beleidigte in einem schneidenden Tone.

„Nun, so heirathen Sie den Todtengräber, damit Sie immer Schädel vollauf haben!“ — Mit diesen Worten fuhr er, wie eine Windsbraut, zur Thür hinaus.

Klaudine war froh, daß sie so schnell aus der Verlegenheit kam, seine Braut zu werden. Sie hatte längst ein Auge auf den jungen Advokaten Robert, und er hatte beide Augen auf sie. Doch rückte er mit keiner Liebesbeichte heraus; denn er fürchtete, im Organen-Examen nicht zu bestehen, und umzäumte daher immer seinen Kopf mit einer künstlichen, hoch aufgekräuselten und stark gepuderten Frisur, um Klaudinen dadurch von einer überraschenden Untersuchung abzuschrecken, die sie bisweilen, wenn sie zum Scherz aufgelegt war, bei ihren Bekannten anzustellen pflegte.

So stand noch die Sache, als er einst plötzlich, unter dem Vorwand wichtiger Rechtsgeschäfte, in die Residenz reis'te und von Klaudinen auf einige Wochen Abschied nahm. Jetzt fühlte sie erst, wie lieb und werth er ihr war. Sie zählte die Stunden bis zum Tage der versprochenen Rückkehr. Aber diese Rechnung schlug fehl. Statt des Geliebten kam ein

Schreiben von fremder Hand, mit der Nachricht: er sey in der Hauptstadt von einer schweren Krankheit befallen worden, befinde sich nun zwar wieder außer Gefahr, doch könne wohl noch ein Monat bis zu seiner völligen Genesung verstreichen.

Wie erschrack die zärtliche Klaudine! Hätten sie nicht die Ketten der Schicklichkeit gefesselt, sie wäre nach der Hauptstadt geflogen, um die Wärterin des geliebten Kranken zu seyn. Sie mußte sich begnügen, ihm in Gedanken Arzeneien zu reichen und zudringliche Fliegen von seinem Bette zu jagen. Einige Trostbriefe, die bald nach einander einliefen und den guten Fortgang seiner Wiederherstellung berichteten, halfen ihr einen traurigen Monat überstehen. Am Ende desselben kam er selbst, der sehnlich erwartete Mann, und mit ihm alle Götter der Freude.

Klaudine machte gegen ihn die Bemerkung: er habe mit einer ziemlich höflichen Krankheit zu schaffen gehabt, denn es sey keine Spur von ihr auf seinem blühenden Gesichte zurück geblieben. Aber er wollte das nicht einräumen, und klagte bitterlich: seine Krankheit habe grausam genug an ihm gehandelt, indem sie ihn aller seiner schönen Haupthaare beraubt und in die Nothwendigkeit gesetzt habe, sich mit einer

Tour zu bedecken, um nicht, wie der Prophet Elisa, Kahlkopf geschimpft zu werden. „O lassen Sie das!“ sagte Klaudine: „Ihr Haarhäubchen kleidet Sie gut.“ — Das war auch nicht zu läugnen. Es bestand aus lauter natürlichen, weit auf die Stirn herab fallenden Löckchen, und gab also einen freundlichen Anblick, als seine vorige steife Pedantenfrisur.

Nur war es freilich kein festes Bollwerk gegen die Attaken der Gallisten; doch schien auch Robert dergleichen Angriffe jetzt weniger als vormals zu scheuen und bisweilen sogar vorsätzlich eine Blöße zu geben. Klaudine benutzte das bald und machte einst unter Lachen und Scherz, ohne daß er sich ernstlich dagegen sträubte, mit seinen Organen Bekanntschaft. Sie erstaunte über die Vortrefflichkeit derselben. Robert versprach einen ausbündig guten Ehemann, wie jeder seyn sollte.

Es versteht sich, daß sie das nicht laut sagte; doch ihre heitern Gesichtszüge waren die Verräther ihrer Gedanken und machten ihm Muth, nach einigen Tagen als Freier aufzutreten. Er erhielt, ohne Umstände und weitere Prüfung, ihr Jawort.

Die Präliminarien der Hochzeit haben kein Interesse für uns. Wir begleiten die jungen Leute stracks in die Brautkammer, um zu sehen, was dort sich ereignet.

Nach langem Sträuben der züchtigen Klaudine, waren sie im Begriff, das eheliche Prunkbett zu theilen; aber nun verzögerte Robert diesen wichtigen Schritt. Er ging mit einer schalkhaften Miene bei Seite, nestelte mit langweiliger Behutsamkeit seine Haartour auf, legte sie ab und kam kahlköpfig zurück. Jetzt sah Klaudine mit Erstaunen, daß die Blöße seines Hauptes kein Werk der Krankheit, sondern der Schere war. Mit starren Blicken maß sie ihn, wie eine auffallende fremde Gestalt, von der Scheitel bis zur Sohle herab und wieder hinauf. Doch ungefähr in der Mitte des Rückweges wandte sie plötzlich die Augen von ihm, that einen Schrei, stürzte unaufhaltsam fort und rannte, wie sinnlos, in das Zimmer ihres Vaters, der noch mit der Tante Elster beschäftigt war, die Kosten der Hochzeit zu berechnen. „Hülfe! Hülfe!" schrie sie: „Robert ist ein Betrüger!" —

„Wie? was?" fragten beide Calculatoren zugleich.

„Er ist ein Betrüger; er hat mich mit falschen Organen hintergangen." —

„Ei, wie wäre das möglich!" sagte die kunsterfahrene Tante.

„Es ist nicht anders. Er war — ach! ich schäme mich, davon zu sprechen." —

„Frisch von der Leber weg!" ermahnte der Vater.

„Er war," — fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort — „als ich, nach meiner Art, seinen Kopf untersuchte, ganz frei von einem gewissen häßlichen Organ und das hat sich nun in einem hohen Grade bei ihm entwickelt." —

„Was hat sich entwickelt?" fragte die Tante.

Klaudine neigte sich zu ihr hin, und sagte ihr den Namen des bösen Organs mit Erröthen ins Ohr.

Madam Elster hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten; doch zwang sie sich, ernsthaft zu bleiben. „Hast du denn," flüsterte sie, „die Hirnorgane deines jungen Mannes jetzt aufs neue geprüft?"

„Nein," war die Antwort: „aber — Ich bitte, erlassen Sie mir eine nähere Erklärung." —

Cyrillus drang mit bürgermeisterlichem Ernst und Nachdruck auf Mittheilung des Geheimnisses, und Madam Elster beichtete es rein heraus, ungeachtet ihr Klaudine beide Hände auf den Mund legte. Der Vater schlug über das anstößige Organ ein beispielloses

Gelächter auf. In diesem Augenblicke trat Robert (der schnell in den Bräutigams=Schlafrock geschlüpft war und vor der Thüre gehorcht hatre) ins Zimmer, mit der Haartour in der Hand. Klaudine drückte sich, als sähe sie ein Gespenst, in den entferntesten Winkel und verhüllte ihr Gesicht.

„Liebes Weibchen," sprach er in einem bittenden Tone, „höre meine Vertheidigung an!"

Sie saß, wie ein tauber Stein und rührte sich nicht.

„Ich gesteh' ohne Umschweife," fuhr er fort, „daß ich dich täuschte, aus Liebe täuschte. Mich erschreckten die Körbe, die Magister Täubling und Doktor Mauerbrecher, wegen fehlerhafter Organe, von dir erhielten; ich befürchtete, ungeachtet ich gewiß kein böser Mensch bin, ein ähnliches Schicksal und suchte mich dagegen mit künstlichen Tugend=Organen zu waffnen. Die vereinte Geschicklichkeit eines Perückenmachers und Wachsbossirers versorgte mich damit. Sie bearbeiteten diese Haartour nach der Zeichnung eines erfahrenen Schädelkenners und ich schützte, bei den besten Gesundheitsumständen, eine schwere Krankheit vor, um das Kunstwerk, unter dem unverdächtigen Schein der Nothwendigkeit, auf meinen Kopf pflanzen zu können." —

„Nun, sehen Sie!" rief Klaudine dem Vater und

der Tante zu: „Er ist, was ich gesagt habe. — Fort aus meinen Augen!“ —

„Recht so!“ fiel Madam Elster heftig ein: „Welche Achtung, welche Liebe und Treue kannst du von einem Mann erwarten, der dir, wie einem einfältigen Kinde, ein X für ein U machte, dich um dein Jawort hinterlistig betrogen und die Organenlehre verspottete?“ —

„Das Letztere wäre wohl das kleinste Verbrechen;“ — sagte der Bürgermeister.

„Meynen Sie?“ fragte die Tante höhnisch.

Robert lachte dem Bürgermeister beifällig zu und stieß dadurch dem Fasse den Boden aus.

„Klaudine,“ sprach die Tante pathetisch, „ich schwöre dir bei den Sternen, daß du von meinem, ohne Ruhm zu melden, sehr ansehnlichen Vermögen, das ich dir als Universalerbin zugedacht habe, keinen rothen Heller bekommst, wenn du das unredliche Spiel, das mit dir getrieben wurde, verzeihst und nicht sofort auf die Ehescheidung dringst!“

„Ja, ich dringe darauf, das versprech' ich Ihnen!“ antwortete Klaudine. „Wer mich wie ein Gänschen behandelt und dadurch meinen Verstand beleidigt, macht mich zu seiner unversöhnlichen Feindin.“ —

Robert fing reumüthig an, sich zu entschuldigen,

ward aber nicht gehört. Sie schlüpfte in ihr gewöhnliches Schlafzimmer und riegelte fest hinter sich zu.

„Es war nicht fein, Madam," sprach jetzt der Advokat zur Tante, „daß Sie meine Frau gegen mich aufreizten. Wir werden morgen sehr ernsthaft darüber sprechen." —

Ihrer hitzigen Antwort nicht achtend, ging er nach dem Brautgemach zurück, um sich ins einsame Bett zu werfen. Aber sie überholte ihn, stellte sich, wie eine Schildwache, vor die Thür und ließ ihn nicht ein. Er bat, nach einem langen Wortwechsel, ihm nur seine Kleider heraus zu reichen; allein auch diese wurden verweigert, weil sie besorgte, daß er, indem sie den Rücken wendete, in die Festung eindringen möchte. Kurz, er mußte nolens volens im Schlafrock abziehen und sich mitten in der Nacht in seine eigne Wohnung begeben.

Alle Versuche, Klaudinen mit sich auszusöhnen, schlugen fehl. Am Ende sah er ein, daß der Verlust einer solchen Thörin ein wahrer Gewinn für ihn war. Er willigte also in die Scheidung, und sie erfolgte.

Klaudine ward durch diese Geschichte die Fabel des

Städtchens. Sie flüchtete vor dem allgemeinen Spott in die Arme ihrer Tante und setzte bei derselben das Organen=Studium fort. Seit einigen Monaten hat sie einen enthusiastischen Gallisten geheirathet und ist entschlossen, mit ihm in Deutschland umher zu reisen und in den Mittelstädten, die Doktor Gall seines Besuchs nicht würdigte, das Evangelium der Schädellehre zu predigen.

VI.

Der Kutscher wider Willen.

Die Klage, daß das Glück seine Gaben ungleich vertheile, ist so alt, als die Welt. Sogar im Fache der Liebe übt es diese Partheilichkeit aus. Manche Dame seufzt fruchtlos nach Einem Verehrer; andere haben Dutzende zu verschenken.

Eine so neidenswerthe Kapitalistin war Emilie zwar nicht; doch hätte sie aus ihrer Herzenskasse zwei nothleidenden Mitschwestern aushelfen können. Sie hatte also drei Liebhaber.

Für eine Witwe von ein und zwanzig Jahren, die eben so viel Geist als Schönheit besaß, war das nicht zu viel. Diesen Eigenschaften verdankte sie jedoch nur Einen Verehrer. Die übrigen liebäugelten mit ihrem Landgute und ihren Kapitalien.

Einer dieser Herren war der Kammerjunker, Baron Husch; ein Erzwitzling. Er machte einst auf seinen Nebenbuhler (der vormals eine Wechselbank gehalten hatte, und jetzt als geadelter Titulatur-Finanzrath in Ruhe lebte) aus dem Stegreif dieses Epigramm:

Zahlen hat der Herr von Blei
Lebenslang geschrieben;
Aber er ist selbst dabei
Eine Null geblieben.

Der Finanzrath hatte den Namen mit der That: er war ein ganz bleierner Mensch, und es geschah ihm kein Unrecht, wenn man ihn eine Null in der geistigen Welt nannte. Seine Einfalt bewegte fast zum Mitleiden, und sein Geiz überstieg allen Glauben. Dennoch hätte er gewiß eine große Summe aufgeopfert, wenn es möglich gewesen wäre, den Kammerjunker damit auf eine erlaubte Art aus der Welt, oder wenigstens aus der Stadt zu schaffen, weil ihn dieser Schadenfroh überall mit der Geißel des Spottes verfolgte.

Emiliens dritter Liebhaber war ein achtungswerther Justizrath, den sie jenen Beiden weit vorzog und zu ihrem zweiten Gemahl bestimmte. Eines Abends er-

wartete sie seinen Besuch. Sie hoffte, sich ungestört mit ihm unterhalten zu können, da sie den Finanzrath auf seinem Landgute und den Baron bei Hofe vermuthete; aber plötzlich erschien der Geizige in einem prächtigen, gestickten Kleide von der neuesten Mode. Sie erschrack über seine Zierlichkeit; denn von ihm war zu erwarten, daß er diesen Aufwand nicht ohne Absicht gemacht hatte. Er kam auch wirklich mit dem Vorsatz, ihr seine Hand anzutragen.

Aber indem er kaum das Gespräch mit einer scharfsinnigen Kritik des unfreundlichen Herbstwetters eingeleitet hatte, fuhr ein Wagen am Hause vor, und der Kammerjunker hüpfte heraus. „Ei, wär' er doch, wo der Pfeffer wächst!" rief der Finanzrath: „Ich will mich so lange, bis er wieder fort ist, in einem andern Zimmer verbergen." —

Allein zum Unglück hatte das Zimmer, wo sie sich eben befanden, nur Einen Ausgang, und dieser war zur Flucht unbrauchbar, weil der Kammerjunker schon mit leichten Sprüngen die Treppe herauf kam. Emilie war selbst in Verlegenheit. Sie sah voraus, daß er über den Finanzrath ganz ausgelassen witzeln und sie selbst nicht verschonen würde. Deßhalb that sie jenem in der Eile den Vorschlag, auf den Balkon zu treten,

und schob' ihn hinaus, eh' er Ja oder Nein sagen konnte.

Der Baron schwatzte länger als eine Stunde, und ließ eine Menge Menschen über die Klinge springen. Endlich kam auch der Finanzrath an die Reihe. „Diese Rechenmaschine, dieses trockne Einmaleins," — sprach er unten andern — „ist einer der abgeschmacktesten Menschen unter der Sonne. Und welche drollige Kürbißgestalt! — Ein Mann kann und darf häßlich seyn; aber Er treibt dieses Privilegium zu weit. Ich habe, sobald er mir in den Wurf kommt, einen Hauptspaß mit ihm vor." —

Herr von Blei hörte jedes Wort und zitterte vor dem muthwilligen Schwätzer. Aber bald wurde seine Lage noch schlimmer. Ein heftiger Regenguß durchweichte ihn bis auf die Haut, und sein neues Prachtkleid war in einigen Minuten verwüstet. Er saß wie ein Frosch auf dem Boden des Balkons, der einem Teiche glich.

„Es regnet sehr unhöflich!" sagte der Kammerjunker. „Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mir Ihren Wagen zu leihen. Ich habe den meinigen fortgeschickt, und wohne, wie Sie wissen, fast eine Meile von hier."

Emilie war mit Vergnügen dazu erbötig. Sie klin-

gelte; ein Jokei erschien und sie befahl, der Kutscher solle anspannen.

„Er ist ausgegangen;" sagte der Knabe: „ich weiß nicht, wohin." —

„Welche Unordnung!" rief sie: „Was fangen wir an?" —

„Ich habe nichts zu versäumen;" sagte der Baron: „Mein Kutscher wird wohl so klug seyn, mich abzuholen." —

Sie erschrack. Jeden Augenblick des Justizraths gewärtig, mußte sie das Aeußerste wagen, sich von dem Baron zu befreien.

In dieser Absicht führte sie ihn unter dem Vorwand, ihm ihre Büchersammlung zu zeigen, in ein entlegenes Zimmer. Hier verließ sie ihn nach einigen Minuten und schloß leise die Thür hinter sich zu.

Er bemerkte seine Gefangenschaft nicht und blätterte ruhig in einem Journale. Indessen zog sie den triefenden Finanzrath aus dem Balkon und sagte: „Wählen Sie auf der Stelle: soll ich Ihre Freundin bleiben, oder wollen Sie auf immer aus meinem Hause verwiesen und augenblicklich dem Baron übergeben seyn?" —

„Um des Himmels willen nicht!" stöhnte das erschro-

ckene Männchen. „Ich bitte um die Fortdauer Ihrer schätzbaren Freundschaft.“ —

„Nun, Herr Finanzrath, so gehen Sie ohne Verzug in den Stall, schirren Sie die Pferde an, hüllen Sie sich in den Mantel des Kutschers, und fahren Sie so unerkannt den Kammerjunker nach seiner Wohnung.“ —

„Welcher Auftrag, gnädige Frau! Ich verstehe nicht die Kunst, Pferde zu regieren, und ach! wenn er mich entdeckt —“

„Keine Einwendungen, Herr Finanzrath! Sie thun, was ich sagte, oder werden Ihre Weigerung in der nächsten Minute bereuen.“ —

Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und ächzte die Treppe hinab. Emilie flog in das Bibliothekzimmer zurück, und nach Verlauf einer Viertelstunde meldete befohlener Maßen der Jokei: der Kutscher sey angekommen und der Wagen bereit.

Der Baron sprang hinein und sah den zitternden Kutscher nicht an. Die Fahrt ging Anfangs glücklich; aber ungefähr auf dem halben Wege warf der ungeschickte Pferdelenker den Wagen in eine tiefe Gassenrinne. Was fluchte der Kammerjunker! Er ent=

stieg der obern Wagenthür wie ein Schornsteinfeger, prügelte den Kutscher und ging zu Fuß seines Weges.

Der Finanzrath nahm sein Trinkgeld stumm in Empfang. Er richtete mit Hülfe einiger vorbei gehenden Leute den Wagen wieder auf und ließ die Pferde heim traben.

„Halt, mein Freund!“ rief eine bekannte Stimme. „Er fährt doch wohl nach Hause? Nehm' er mich mit!“ — Es war der Justizrath, der Emiliens Equipage kannte. Er stieg ein.

„Allerliebst!“ brummte der Mann auf dem Bocke. „Einen Nebenbuhler kutschiert man fort, den andern bringt man!“ —

An der Hausthüre drückte der Justizrath ihm einen Gulden in die Hand. Immer besser, als Schläge! dachte der Finanzrath, indem er die Kutschermaske in den Wagen warf und davon ging.

Am folgenden Tage fand er sich zeitig bei Emilien ein, und bat zum Ersatz für die ausgestandenen Leiden um ihre Hand.

„Sie kommen zu spät, lieber Herr Finanzrath!“ sagte sie lächelnd: „Ich habe gestern dem Justizrath mein Jawort gegeben.“ —

Er stand wie vom Donner gerührt. Einige Stunden darauf erhielt der Kammerjunker denselben Bescheid, und Emilie überzeugte sich durch eine glückliche Ehe, daß sie aus dem Kleeblatte ihrer Liebhaber den besten gewählt hatte.

VII.

Der Korb.

Der Gerichtsdirektor Sempronius, ein stattlich wohlbeleibter Herr, ging eines Abends durch das ihm unterwürfige Dorf voll magerer Bauern spazieren, und beschäftigte sich mit dem Gedanken, welches Gütchen wohl zunächst in Konkurs fallen und ihm eine reiche Sporteln-Ernte verschaffen würde. In dieser anmuthigen Betrachtung störte ihn der Lärm eines Gezänks, das aus einer nahen Hütte schallte. Er eilte hin und machte schon einen vorläufigen Ueberschlag, wie viel dabei zu verdienen seyn könnte, wenn das Glück wollte, daß sich die Zänker blutrünstig schlügen. Als er an die Hütte kam, stürzten sie heraus und rannten ihn beinahe über den Haufen. Es war ein armer Korbflechter und seine Frau. Er jagte sie, in der linken

Hand einen neuen Korb und in der rechten einen tüchtigen Stock haltend, vor sich her, und versetzte ihr einige Hiebe. „Nun, ja doch!“ schrie sie: „Gott Lob und Dank, der Korb ist fertig!“ —

„Hollah! was gibt's hier?“ rief Sempronius und hob schiedsrichterlich sein spanisches Rohr.

Valentin, der Korbflechter, erschrak und zog behende sein Mützchen ab. „Nehmen Sie's nicht für ungut, gestrenger Herr!“ sprach er zitternd: „Wir sind schon wieder einig.“ —

Die hohe Obrigkeit ließ sich so kurz nicht abweisen, sondern bestand darauf, die Ursache des Streites zu wissen, und der gehorsame Unterthan begann nun folgende Beichte:

„Ich fing heute gegen Mittag an, diesen Korb zu flechten, und setzte mir das Ziel, vor Sonnenuntergang damit zu Stande zu seyn. Es glückte meinem Fleiß, und ich freute mich wie ein Kind. Gott sey Dank, rief ich jubelnd, der Korb ist fertig. — Aber meine Frau saß mürrisch, wie ein alter Kater, am Spinnrocken und gab keinen Laut von sich. Warum so still, liebes Hannchen? redet' ich sie an. Freue Dich doch auch ein Bißchen und sprich: Gott Lob, der Korb ist fertig! — Was geht's mich an? knurrte sie: Ist er

fertig, so ist er fertig! — Ich stellt' ihr vor: es koste ja nichts, die paar Wörtchen zu sprechen, und bat sie himmelhoch darum; doch sie that's mir durchaus nicht zu Liebe. Da ward ich wild, ergriff den Stock, und sobald ich hinten bei ihr anklopfte, fuhr das Lob Gottes vorn heraus, und nun sind wir wieder gute Freunde." —

Der Gerichtsdirektor lachte weidlich; und weil den armen Leuten, die nur das liebe Leben hatten, nichts abzusporteln war, so ermahnte er sie zur Eintracht, und begab sich nach Hause.

Der Tisch war gedeckt. Herr Sempronius setzte sich mit seiner Hausehre und seinem Schreiber zum Abendessen und schmunzelte immer still für sich. „Worüber lachen denn Dieselben?" fragte sie. Er erzählte jetzt mit lustiger Laune die Geschichte des Korbes.

„Und dieser schändliche Auftritt macht Dir Spaß?" — sagte Madame Sempronia mit krauser Stirne. „Valentin ist ein Tollkopf, und die gute Frau hatte Recht, daß sie nicht wie ein Papagei nachplapperte, was er ihr vorsagte. Wozu war's denn nöthig? Ich

hätte mich lieber von dem Wütherich erschlagen lassen, als seinem Eigensinn nachgegeben!" —

„Ei, ei!" entgegnete ihr Gemahl: „Ich vernehme höchst mißfällig, daß du dem trotzigen Weibe die Brücke trittst! — Du würdest doch wohl im gleichen Falle vernünftiger seyn, und die paar Wörtlein, die bei der Korbmacherin gleichsam an Ketten hingen, ohne Weigerung aussprechen, wofern ich dich darum freundlich ersuchte oder gar mit hausherrlichem Ernst auf Gehorsam dränge?" —

„Nein, nein!" schrie sie heftig und donnerte mit der Hand auf den Tisch. „Ich thät's wahrlich nicht, wärst du auch Papst oder Kaiser, und hättest einen Prügel, so dick wie ein Eichbaum!" —

„Das wollt' ich doch sehn!" erwiederte Sempronius und warf einen Blick auf seinen Braunen im Winkel.

„Komm an, so du Herz hast, du Großsprecher!" kreischte sie und stellte sich, beide Arme in die Seiten gestemmt, vor ihn hin.

Er sprang zornig auf, holte seinen korpulenten Spanier und befahl mit gewaltiger Stimme: sie solle Valentins Worte sogleich aussprechen oder ernsthafter Maßregeln gewärtig seyn. Dieser Drohung lachend, schlug sie ihm ein Schnippchen unter die Nase. Aber kaum

empfand sie jetzt des Stockes Gewicht, da rief sie geschwind: „Gott Lob, der Korb ist fertig!" —

Der bescheidene Schreiber hielt es für unschicklich, ein Zeuge dieser ehelichen Vertraulichkeit zu seyn und schlich vom Tisch in die Küche.

„Was gab's denn drin für eine Katzbalgerei?" fragte die alte, häßliche Köchin.

„Hm! wenn Sie das morgen erfährt, ist's zeitig genug!" antwortete der Schreiber verdrießlich.

„Aber ich, mein Herr, will's wissen, auf der Stelle wissen!" schnäpperte Lisette, das Hausmädchen.

Die Dirne war jung und hübsch und die Herzenskönigin des Schreibers: was konnte der verliebte Fant unter solchen Umständen ihr abschlagen? Die Historie ward also haarklein erzählt.

„O, über die abscheulichen Männer!" schmälte Lisette. „Mir sollten sie nur kommen, mit ihren Korporalstöcken! Keinen Mucks brächten sie aus mir heraus." —

„Das ist leicht gesagt, mein Kind!" versetzte der

Schreiber. „Aber ein Stock kann große Dinge thun. Er macht Helden, und bändigt Helden.“ —

„Sieh doch!“ spöttelte das Mädchen. „Pfeifst du aus diesem Tone? — Ich glaube, du hast selbst viel Anlage, ein Ehe-Zuchtmeister zu werden.“ —

„Im Nothfall, warum nicht?“ antwortete lächelnd der Liebhaber.

„Untersteh dich das!“ rief sie mit geballter Faust. „Es wäre dein Unglück!“ —

Das Schreiberlein fand sich im höchsten Grade beleidigt. Es entstand ein hitziger Wortwechsel. Die schadenfrohe Köchin mischte sich in den Streit und blies die Gluth des Zornes immer stärker an. Das liebende Paar fiel sich endlich in die Haare, und der obsiegende Federfechter koranzte seine Dulcine so lange, bis sie ausrief: „Gott Lob, der Korb ist fertig!“ —

Die Reue kam schnell nach der That. Er bot ihr mit Thränen die Hand zur Versöhnung.

„Geh' er seines Weges!“ sagte sie und stieß ihn von sich. „Er hat nun seinen Korb und wir sind ewig geschiedene Leute.“ —

Der Schreiber drohte, sich zu erhenken; doch das

Tiegerherz blieb ungerührt und die besprochene Heirath ging zurück.

Seit diesem Tage — denn die Geschichte begab sich vor uralten Zeiten — sagt man von einem abgewiesenen Freier: Er bekam den Korb.

VIII.

Die Bücherschlacht.

Unter den zahlreichen literarischen Gastgebern, die in Deutschland Haus halten, war Herr Baldrian nicht der Geringste. Seine ansehnliche Leihbibliothek wuchs mit jeder Messe, wie ein rollender Schneeball. Ein fast bedenkliches Bild! Könnte nicht irgend ein Grübler meynen: man wolle damit auf Wässerigkeit hindeuten? — Einer solchen hämischen Auslegung ließe sich freilich zuvorkommen, wenn man das Bild wieder ausstriche; doch Pilatus sprach: „Was ich geschrieben habe, das hab' ich geschrieben!" Dieser richterliche Ausspruch des jüdischen Landpflegers scheint auch heutiges Tages der Wahlspruch vieler Schriftsteller, die nicht gern die Feile brauchen, geworden zu seyn, und sie können es daher um so we-

niger übel nehmen, wenn man ihn einmal gegen sie selbst anwendet.

Baldrians Büchermasse wuchs also wie ein Schneewälzer, und setzte besonders immer mehr Ritter- und Räubergeschichten an. Er kannte seine Kunden, der erfahrene Bibliothekar, und man muß gestehen, daß sie Geschmack hatten. Was kann anmuthiger seyn, als ein biederer, deutscher Ritter, der alle Menschen, wie ein Bär, anschnaubt, und täglich seinen guten Stiefel trinkt, bis er unter den Tisch fällt? — Oder ein wackerer Räuber-Hauptmann, der seinen Dolch und sein Schwert fleißig mit Blut färbt? — Man kann in der That nichts Bessers lesen als solche Geschichten, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und Geist und Herz ungemein veredeln. Doch da es einfältige Leute genug gibt, die den Werth dieser vortrefflichen Schriften nicht einsehen, und sie sogar nichtswürdigen Brack nennen: so hatte Baldrian auch für dergleichen Sonderlinge gesorgt, und sich noch tausend andere Bücher angeschafft, die zwar jenen unsterblichen Werken nicht das Wasser reichen, aber dennoch auch mitunter in Leihbibliotheken gesucht werden.

Der gesammte Bücherschatz war in einem einzigen

Zimmer aufgestellt. Ein Nebenkämmerlein diente dem Herrn Baldrian zur Wohnung und Schlafstelle. Man schelte diese Ortsbeschreibung nicht kleinlich! Ist, wie hier, von einer Schlacht die Rede, so kann die Topographie des Wahlplatzes nicht genau genug seyn. Das lehrt Austerlitz. Dort sind, wie der eine Kampftheil behauptet, mehrere tausend Streiter, mit Rossen und Wagen, in einem See ertrunken, und dennoch gibt's, nach der Versicherung der andern Partei, in der ganzen Gegend kaum einen Froschpfuhl *). — Der Himmel und die Austerlitzer mögen wissen, wer Recht hat. Wir haben uns jetzt bloß um unsere Wahlstatt zu bekümmern.

Eines Abends kostete Baldrian verschiedene neue Meßfrüchte; sie wirkten wie ein kräftiges Opiat; er ging gähnend zu Bett, und schlief hart und fest. Aber mitten in der Nacht hörte er mit Schrecken einen gräulichen Lärm in seiner Bibliothek. Alle Bücher schienen lebendig und toll geworden zu seyn. Der größte Aufruhr war in den Quartieren der Ritter und der Räuber. Ein widriges Gemisch zankender

*) Man sehe die von beiden Seiten öffentlich bekannt gemachten Schlachtberichte.

Stimmen kreischte durch einander. Sie stritten über den Beifall der Lesewelt. „Wir,“ — rief ein Löwenritter des seligen Spieß, der selbst ein Löwe unter den Schriftstellern war, indem er in sechs Jahren gegen fünfzig Bände schrieb — „wir ehrlichen altdeutschen Kämpen galten sonst alles! Unsere Abenteuer und Liebschaften setzten zahllose Federn in Bewegung. Wir waren die Helden der deutschen Scribenten und begeisterten sie wunderbar. Mancher Kandidat des heiligen Predigtamts, der in seinem Leben keine Lanze gesehen hatte, beschrieb unsere Turniere, und das Ding ließ sich lesen. Jedes Ritterbuch, gut oder schlecht, ward verschlungen. Besonders waren die schönen Frauen und zarten Dirnen ganz versessen darauf. Ach! das alles ist nun vorbei, seitdem ihr verruchten Buschklepper die Helden des Tages geworden seyd, und eine Menge Schriftsteller sich nicht schämet, mit euern eckelhaften Schandthaten das Papier zu besudeln!“ —

„Schweig, Du altfränkischer Lanzenbrecher!“ sprach Rinaldo Rinaldini, der Wortführer der Räuber. „Wir muthigen Waldbürger haben euch nun einmal aus dem Sattel gehoben, und Du, alter Degenknopf, wirst das nicht ändern! Das Bessere behält am Ende

die Oberhand; das ist der Gang der Natur. Die Welt ward's endlich satt, eure schwerfälligen Streithengste tummeln zu sehen und euch von Biederkeit und keuscher Minne schwatzen zu hören. Damit macht man sich heut zu Tage lächerlich. Egoismus, sinnliche Liebe und wilde Kraft, die alle Schranken durchbricht, — das sind die Geister der Zeit, die auch uns zu kühnen Thaten entflammten und uns mit der heutigen Welt gleichsam befreunden." —

„Befreunden?" — fiel der Löwenritter hohnlachend ein: „Mit Straßenräubern und Mördern befreunden? — Nein, so tief werden ehrliche Leute nicht sinken!"—

„Greift doch in euern eignen Busen!" versetzte Rinaldo: „Hätten denn etwa die sogenannten ehrlichen Leute mehr Ehre von euch? — Ihr selbst triebt ja vor alten Zeiten unser Handwerk! Oder war das kein Straßenraub, daß ein großer Theil der edlen Ritterschaft in Hohlwegen lauerte und den reisenden Kaufmann der Mühe überhob, seine Waarenbündel und Geldkatzen weiter zu tragen? — Diese Höflichkeit nannte man vom Stegreif leben, und es ward damals zum Sprichworte:

„Rauben und Stehlen ist keine Schande,
Thun es doch die Ersten im Lande." —

Ueber diesen Vorwurf entbrannte der Löwenritter und forderte seine Waffenbrüder auf, sich mit ihm gegen die Strauchdiebe zu verbinden. Rasch stellten sich die Ritter in Schlachtordnung und rückten in geschlossenen Reihen vor. Die Räuber, von Rinaldo und Schinderhannes angeführt, fielen ihnen hitzig in die Flanke und ersetzten durch List und Behendigkeit, was ihnen an Kriegskunst abging. Es entstand ein schreckliches Gemetzel, wobei freilich kein Blut floß. Der Wahlplatz war bald mit zerfleischten Ritter-Leichnamen bedeckt.

Auch andere Bücher mischten sich in den Kampf und schlugen sich entweder zu einer der streitenden Parteien, oder suchten im Getümmel ihre eigene Feinde auf. Die Schriften der Gebrüder S. und des Herrn von K. geriethen besonders hart an einander. Den heftigsten Angriff auf alles, was ihnen in den Weg kam, machten ein paar kritische Journale, die in einem Lesezirkel ausgedient hatten und nun unter dem Tische lagen. Diese zerlumpten Invaliden wurden jedoch schnell in die Pfanne gehauen. Das gesammte Bücherheer warf sich, über die vormals von ihnen erlittenen kunstrichterlichen Züchtigungen erbittert, ihnen entgegen und vernichtete sie. Nur einige papierne Fa-

milie blieben bei dem Hauptgefechte der Ritter und Räuber neutral, oder nahmen mehr neckend, als ernstlich, daran Theil. Die Mährchen spukten in gräßlichen Gespenstergestalten umher; die Romane begossen die Kämpfer mit Wasser; die Trauerspiele ächzten und stöhnten; die Lustspiele lachten.

Das Getöse ward immer stärker, die Zahl der Leichen immer größer. Baldrian war in Verzweiflung, daß sich seine Ernährer so aufrieben. Er jammerte laut, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und — erwachte.

Bayerische Staatsbibliothek München

IX.

Warum nicht?

Oder

die drei Brüder.

In der schattigsten Laube des väterlichen Schloßgartens saß Junker Adolph auf einem bequemen Armstuhl, den ihm immer ein Bedienter nachtragen mußte, weil die hölzernen Bänke dem verzärtelten Weichling zu hart waren. Er pflegte gern seines Leibes, und hatte schon, ungeachtet er erst zwölf Jahre alt war, einen guten Ansatz zur Gestalt eines wohlgenährten Prälaten. Essen oder schlafen — schlafen oder essen — war seine unabänderliche Tagesordnung. Er kam eben jetzt, ehe er sich in den Garten erhob, aus dem Bette, wo er gewöhnlich Mittagsruhe hielt, und

machte sich nun frisch daran, ein großes Stück Kuchen zu schmausen, das ihm seine gnädige Mama, deren Augapfel er war, auf den Weg gab.

In derselben Laube, wo er sich niedergelassen hatte, beschäftigte sich Wilhelm, sein älterer Bruder, mit einer ihm von seinem Lehrer aufgegebenen Arbeit. Adolph sah schweigend und kauend ihm lange zu. „Leg' doch die Feder weg!" begann er endlich mit träger Stimme: „Du wirst mit dem Dinge doch heute nicht fertig!" —

„Warum nicht?" fragte Wilhelm, ohne vom Papier aufzublicken. Adolph blieb die Antwort schuldig, weil es ihm zu unbequem war, das Gespräch fortzusetzen.

Indessen flackerte Gustav, der jüngere Bruder, wie ein Irrwisch im Garten herum, und machte Miene, einen hohen Baum zu ersteigen. „Ja, da wirst du eben hinauf kommen!" gähnte Adolf ihm zu.

„Warum nicht? sagte Gustav, und nach zwei Minuten saß er in der Krone des Baumes.

„Warum nicht?! — warum nicht?!" — spottete der Kuchenesser seinen Brüdern nach. „Immer habt ihr das dumme, das unausstehliche Wort im Munde!"—

Indem er so schalt, trat der Vater, ein reicher Landedelmann, hinter einer Buchenwand hervor, wo er

unbemerkt seine Söhne belauscht hatte. „Herunter, du Wildfang!" rief er: „Dahin gehört das Eichhorn und der Vogel, nicht der Mensch!" — Der kleine Wagehals stieg gehorsam von seinem grünen Throne herab. „Zisch aus!" kreischte Adolph, und schabte langsam mit dem rechten Zeigefinger auf den linken ein Rübchen.

„Gesegnete Mahlzeit!" sprach der Vater, und wandte sich lächelnd mit einer scherzhaften Verbeugung zum matten Spötter. „Im Großvaterstuhl und beim Kuchenessen, mein Sohn, ist man freilich vor dem Halsbrechen sicher. Es gefiel mir aber nicht, daß du vorhin auf den Ausdruck: Warum nicht? so erzürnt warst. Ich nehme ihn gegen dich in Schutz. Er ist ein Ausruf des wahren Talents und der edeln Kühnheit; er ist ein Sporn, der den menschlichen Geist auf der Bahn der Tugend und des Ruhms vorwärts treibt! Wer treffliche Thaten und Werke nur anstaunt, ohne dabei zu sich selbst zu sagen: warum du nicht auch? — der zeichnet sich gewiß nimmer in einer Kunst oder Wissenschaft aus, wird überhaupt in keinem Fache ein großer Mann! — Das Zauberwort: Warum nicht? begeistert den Weisen zu allem Schönen und Guten; wenn aber — das merke dir, Gustav! — wenn ein

tollkühner Thor diese Formel zu seinem Wahlspruch macht, so ist sie eben so gefährlich, als ein geladenes Feuergewehr in der Hand eines Kindes."

Einige Jahre nach diesem Auftritt ging Wilhelm auf eine Universität. Er war kein außerordentlich genialischer Kopf, und fand in den Gebieten der Rechtswissenschaft und der schönen Künste manchen steilen Berg, den er mühsam erklimmen mußte. Viele andere Jünglinge, die mit ihm auf demselben Wege waren, schwangen sich auf den Flügeln ihrer stärkern Geisteskraft leicht hinüber; er aber verzweifelte oft an sich selbst und an der Möglichkeit, sie einzuholen. Diese Niedergeschlagenheit dauerte jedoch nur so lange, bis er zu sich selbst sagte: „Warum nicht?" — Mit neuem Muthe beseelt, verdoppelte er dann seinen Fleiß, ersetzte dadurch, was ihm von der stiefmütterlichen Natur versagt worden war, und verließ die Akademie mit einem Schatz von Kenntnissen, den hundert Andere nicht aufzuweisen hatten, die zwar mit höhern Fähigkeiten begabt waren, aber Anstrengung scheuten.

Kurz darauf trat er in die Dienste des Staats, und bildete sich durch rastlose Thätigkeit zu einem vor=

züglichen Geschäftsmanne. Er bekleidete die verschiedenen Aemter, die ihm stufenweise anvertraut wurden, mit musterhafter Redlichkeit, zog stets das allgemeine Beste seinem Privatnutzen vor, suchte überall in seinen Wirkungskreisen Menschenwohl zu befördern, und besiegte alle Schwierigkeiten, die ihm aufstießen, durch den Talisman: Warum nicht? — Seine Verdienste blieben nicht unbelohnt, und erhoben ihn endlich zum Staatsminister.

Als er schon, vom ganzen Lande verehrt und geliebt, diesem Posten vorstand, brütete Adolph noch hinter dem väterlichen Ofen und setzte sein unthätiges Pflanzenleben fort. Alle Bemühungen, den Dachs aus seiner Höhle zu bringen und ihn zu einer nützlichen Beschäftigung zu bewegen, waren fruchtlos. Man mochte ihm vorschlagen, was man wollte, es dünkte ihn zu schwer. Er ging nicht einmal auf die Jagd, was doch der bequemste Landadel nicht zu unbequem findet. Nur dann, wenn etwa lustige Köpfe den Zweifel erhoben, ob er einen gebratenen Hasen oder Truthahn allein verzehren könne, sprach er muthig: „Warum nicht?“ und sein tapferer Magen trug jederzeit über die Ungläubigen einen glänzenden Sieg davon. Unter solchen Heldenthaten (wozu er sich täglich durch einen

zwölfstündigen Schlaf, die Mittagsruhe ungerechnet, Kräfte verschaffte,) ward er alt und grau, und hieß noch immer im Hause und im Dorfe der junge Herr, wie man ihn seit fünfzig Jahren zu nennen gewohnt war.

Gustav lebte rascher. Er hatte Lust zum Kriegsstande, und ward in seinem siebenzehnten Jahre Offizier bei einem Regimente leichter Reiter. Ein Theil seiner Kameraden war ein wilder Schlag junger Leute, die sich Ausschweifungen aller Art erlaubten und darin Ehre suchten; er aber verdunkelte sie insgesammt in diesem Fache. Machten sie sich bisweilen Bedenken, irgend einen muthwilligen Einfall, der schlimme Folgen befürchten ließ, auszuführen, so rief er hohnlachend: „Warum nicht?“ und brach keck den Lorbeer, der ihnen unerreichbar geschienen hatte. Sie klatschten ihm Beifall zu und mißbrauchten bei jeder Gelegenheit seine falsche Ruhmbegierde. Er unternahm blindlings die schlimmsten Dinge, sobald seine Freunde Mißtrauen äußerten, daß er Muth dazu habe.

Einst stieg er nach einem unmäßigen Trinkgelage mit seinen Zechbrüdern zu Pferde und sprengte vor's

Thor. Sie ritten mit verhängtem Zügel über Stock und Block, und kamen endlich an einen breiten Graben, der ihrem Wettrennen Einhalt that. Die kühnsten Reiter unter ihnen behaupteten, kein Pferd sey im Stande, hinüber zu setzen. „Warum nicht?" rief Gustav und gab seinem Gaul die Sporen. Das muthige Thier nahm alle Kräfte zusammen; aber unvermögend, die weite Kluft zu überspringen, stürzte es mit ihm so unglücklich, daß er ein Bein brach.

Durch diesen Schaden ward er nicht klug. Kaum geheilt, begann er sein wüstes Leben von neuem. Doch die Liebe, die schon manchen Wildfang zähmte, legte auch ihm jetzt einen Zügel an. Rosalie, die schöne und kluge Tochter eines wackern Edelmannes (der nahe bei Gustavs Garnisonsstadt einen Rittersitz bewohnte) gewann über den Wüstling so viel Gewalt, daß er ihr, wenn sie ihn von Thorheiten abmahnte, wie ein Kind folgte. Dieser Gehorsam ward durch Gegenliebe belohnt, und es hatte den besten Anschein, daß sich Rosaliens Zögling in ihren Gemahl umwandeln werde. Aber ein neidischer Nebenbuhler, der Kammerjunker M**, suchte ihn, wo es nur möglich war, zu seinen vorigen Ausschweifungen wieder zu verleiten, um ihn dadurch bei dem Fräulein verhaßt zu

machen. Jenes gelang ihm endlich auf eine schreckliche Weise.

An einem schönen Sommertage machte Gustav mit Rosalien und ihren Aeltern eine Spazierfahrt, bei welcher sich auch der Kammerjunker zur Gesellschaft aufdrang. Sie fuhren nach einer Gegend, die durch Ruinen einer alten Ritterburg viel romantische Anmuth erhielt. Auf einer Felsenklippe, die sich über einen Abgrund erhob, ragten die schmalen, zackigen Trümmer eines halbverfallenen Thurmes gleich einer langen Feuerleiter hoch in die Luft empor, und fesselten jedes Auge. Man fand dort immer Leute, die sich an dieser Ansicht ergötzten: aber seit Jahrhunderten war es keinem Menschen in den Sinn gekommen, an dem verwitterten Thurmgerippe empor zu steigen. Der Kammerjunker warf die hinterlistige Frage auf: ob dieß wohl möglich sey. — „Warum nicht?“ erwiederte Gustav. Jener behauptete nun mit höhnischem Lächeln das Gegentheil, und trieb dieß absichtlich so lange, bis Gustav, durch diesen hartnäckigen Widerspruch erhitzt und beleidigt, zum Felsen hin flog, um sein Wort durch die That geltend zu machen. Rosalie und ihre Aeltern baten ihn dringend, dieses gefährliche Wagestück zu unterlassen; aber er hörte nicht, kletterte wie

eine Katze an dem zerstörten Gemäuer hinauf, erreichte glücklich die Spitze, und stellte sich auf einen Kragstein, der sich wie der Arm eines Wegweisers über den Abgrund hinstreckte. Indem aber hier der Verwegene triumphirend den Hut schwenkte, riß sich der lockere Stein unter seinen Füßen von der Mauer los und stürzte mit ihm in die Felsentiefe hinab. Rosalie und ihre Aeltern eilten mit Entsetzen dem Verunglückten zu Hülfe. Doch keine Rettung war möglich; man fand ihn zerschmettert.

Lange Jahre nachher besuchte Wilhelm einst seinen Vater, und sie lustwandelten mit einander im Garten. „Erinnerst du dich noch, mein Sohn," sprach der achtzigjährige Greis, „daß ich eines Tages — es werden nun wohl vierzig Jahre her seyn — auf der Stelle, wo wir stehen, deinen Ausdruck: Warum nicht? gegen Adolphen vertheidigte? — O, wie wunderbar erfüllten diese zwei Worte, was ich damals gleichsam von ihnen weissagte! Dich erhoben sie auf die höchste Stufe der Ehre; Gustaven stürzten sie in ein frühes Grab; und Adolph, dem sie ein Aergerniß

waren, blieb bis diesen Augenblick eine unnütze Last der Erde. — Erzähle, mein Sohn, deinen Kindern Gustavs warnende Geschichte, und stelle dich als Gegenbild auf, damit auch ihnen dein edles Warum nicht? eine Triebfeder der Tugend und Thätigkeit werde!" —

X.

Der fromme Betrug.

Herr von Wüsthof vertauschte die Kinderschuhe mit dem Offiziersdegen, und ließ sogleich allen Begierden und Neigungen seiner feurigen Natur den Zügel schießen. Seine vorherrschende Leidenschaft war die sinnliche Liebe. Er machte schnell die Bekanntschaft der berufensten Buhlerinnen, die in der großen Stadt, wo sein Regiment in Garnison lag, ihr Netz ausgespannt hatten. Von ihnen verführt, ward er selbst ein Verführer. Er blendete schuldlose Mädchen durch Eheversprechen, hielt aber nie sein Wort, sondern zog sich immer durch eine Summe Geldes, die sein nachsichtiger Vater hergab, aus dem Handel.

Diese Ausschweifungen setzte er, durch keine Feldzüge gestört, bis in sein fünfzigstes Jahr so thätig

fort, als es seine nach und nach ermattenden Lebensgeister erlaubten. Jetzt ward er durch den Tod seines Vaters unbeschränkter Herr großer Güter in Deutschlands schönsten und fruchtbarsten Gefilden. Um sie zu bewirthschaften, trat er, mit dem Charakter eines Obersten, aus dem Kriegsdienst und zog auf's Land.

Kaum saß er im Schooße seiner Reichthümer, so ward er aus einem Verschwender ein Sklave des Geizes. Aber der Dämon der Wollust wich nicht von ihm, und seine Grundsätze hatten sich so wenig gebessert, daß er noch immer das Versprechen der Ehe zur Angel der Verführung brauchte.

2.

Auf einer Reise, die er, bei der Uebernahme seiner Besitzungen, nach seinem entlegendsten Landgute machte, sah er dort ein blühendes siebzehnjähriges Mädchen von seltner Schönheit. Es war Antonie, die vater- und mutterlose Tochter eines verstorbenen Pfarrers. Sie gefiel ihm ungemein; aber desto weniger behagten ihm die Nachrichten, die er über sie einzog. Die Landleute sprachen von ihr, wie von einer Heiligen, und

er hätte lieber gehört, daß sie eine Sünderin sey. Dessen ungeachtet blieb er entschlossen, sie in Versuchung zu führen. Er zweifelte auch keinen Augenblick an einem glücklichen Erfolg, weil er Shakspears berühmtes Wort: „Schwachheit, dein Name ist Weib!“ schon zu oft bestätigt gefunden, und dadurch den Glauben verloren hatte, daß die Tugend irgend eines Frauenzimmers unerschütterlich sey.

Antonie wohnte bei weitläufigen Verwandten, die, von der Theurung aus einer benachbarten Stadt vertrieben, ein Dorf zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten. Sie ernährte sich und diese verarmte Familie durch weibliche Kunstarbeiten, die ihr leicht und zierlich von der Hand gingen. Der Oberste, der das erfuhr, kam geschwind auf den Einfall, in eigner Person bei ihr Manschetten zu bestellen. Unwissend, was für ein gefährlicher Mann er war, empfing sie ihn, als Territorialherrn, mit Ehrerbietung, und hielt seine altdeutsche, treuherzige Biedersprache, womit er trefflich zu täuschen verstand, für reine Töne eines edlen Gemüths. Es lag in seinem Plan, sich nicht voreilig zu entlarven. Aber seine Vorbereitung auf ein anständiges Betragen wäre kaum nöthig gewesen; denn Antonie selbst zwang ihn, sich bescheiden gegen sie aufzuführen. Ihr feines,

sittsames Benehmen gebot Achtung und war ein Schild wider männliche Zudringlichkeit.

Der Oberste unterließ keinen Tag, sich nach seinen Manschetten zu erkundigen. Doch, wenn er seinem eigentlichen Zweck durch ein freies Wort näher treten wollte, stockte die Zunge, wie durch magische Bande gefesselt. Antoniens gebildeter Geist hielt ihn immer in den gehörigen Schranken.

Auf diese Weise verstrichen einige Wochen. Nun nahm er, so zu sagen, einen Anlauf und faßte mit Anstrengung den Muth, Antonien seine Liebe zu erklären. Erröthend bat sie um Verschonung mit solchem Scherz; doch er betheuerte mit Eidschwüren die Wahrheit des ihr gestandenen Gefühls, und drückte seinen feurigen Zusicherungen das Siegel eines Heirathsantrages auf. Staunend erinnerte sie ihn an die Ungleichheit ihrer Herkunft und warnte ihn vor dem Tadel der vornehmen Welt, den er durch eine Mißheirath auf sich laden würde. „Was thut das?“ war seine Antwort. „Der Adel des Geistes und Herzens gilt in den Augen aller Vernünftigen mehr als der Adel des Geschlechts, oder gar der käufliche Papieradel. Zudem bin ich ein freier Mann, habe von meinem Thun und Lassen niemanden Rechenschaft zu geben und frage den

Henker nach den Urtheilen übermüthiger Menschen, die sich von Standesgrillen beherrschen lassen." — In diesem Tone wies er alle Einwendungen zurück. Es ward eine Stunde lang für und wider die Sache gestritten. Da jedoch der Antrag für die arme, verlassene Antonie allerdings viel Reiz hatte, und sie den Obersten, durch seine Maske getäuscht, als einen braven Mann schätzte: so war es wohl kein Wunder, daß sie am Ende nachgab und ihm mit jungfräulicher Zucht und Ehrbarkeit einen bescheidnen Brautkuß vergönnte.

Wüsthof war in diesem Augenblicke noch mit sich selbst uneins, ob er das gute Mädchen, für das er wirklich einen Anflug von echter Herzensliebe fühlte, glücklich oder unglücklich machen wolle. Er hatte daher die Vorsicht, Antonien zu bitten, sie möchte sein Verhältniß zu ihm vor der Hand noch niemanden entdecken. Sie versprach's ohne Argwohn, und er schwankte mehrere Tage lang zwischen Redlichkeit und Büberei; doch neigte sich endlich die Wage seiner Unentschlossenheit fast ganz auf die bessere Seite, und er würde wahrscheinlich dieß Mal sein Gelübde erfüllt haben, wenn nicht Antonie, in einer unglücklichen Stunde von ihrer Klugheit und ihrem Schutzengel verlassen, dem dringenden Wollüstling eine Gunstbezeigung zugestanden hätte,

die er erst nach der Vermählung zu erwarten berechtiget war.

3.

Dieser Sieg dämpfte das Feuer seiner Leidenschaft; doch blieb er immer noch halb und halb geneigt, als ein ehrlicher Mann zu handeln. In dieser Stimmung beurlaubte er sich am folgenden Tage von seiner Braut, und reiste mit dem Versprechen, die Zeit der Hochzeitfeier schriftlich zu bestimmen, nach seinem gewöhnlichen Wohnorte zurück.

Kaum dort angelangt, ward er von einem Gränznachbar zu einem festlichen Mahle geladen, bei welchem der Landadel aus einem Umkreise von sechs Meilen sich einstellte. Der Oberste ritt zeitig hin und beobachtete, in ein Fenster gelehnt, die Ankunft der übrigen Gäste, die ihm meistens fremd waren, weil er seit vielen Jahren seine Heimath nicht besucht hatte. Gewöhnt an die moderne Eleganz der Hof- und Stadtwelt, gaben ihm mancherlei altfränkische Figuren, die mit steifen Parade-Reverenzen auftraten, ein erheiterndes Schauspiel.

Unter andern erschien eine ältliche Dame, die mehr, als alle andere, dem Zeitgeiste trotzte und sich seinen Gesetzen weder in Kleidung noch Sitten unterworfen hatten. Mit einem großen Reifrocke segelte sie, wie ein Schiff, durch die Thür; und überhaupt war sie, vom Spitzenthurm ihrer Fontange an, bis zu den winzig kleinen Demantschnällchen ihrer unmäßig hochgestelzten Schuhe herab, ein lebendiges Journal des Luxus und der Moden des Alterthums. Doch die Schale hätte man allenfalls übersehen, wäre nur der Kern ihrer langen, dürren Gestalt etwas genießbarer gewesen.

„Wer ist diese häßliche Kreuzspinne?" flüsterte Herr von Wüsthof einem Bekannten ins Ohr.

„Frau von Goldammer;" antwortete Dieser: „eine steinreiche Witwe, die sich mit hunderttausend Thalern nicht auskaufen läßt und gern noch eben so viel erheirathen möchte. Sie, lieber Wüsthof, wären ganz ihr Mann! Ich dächte, Sie — —"

„Mich friert bei Ihrem Scherz!" fiel der Oberste ein. Aber dennoch schien ihm die Dame nicht gleichgültig. Er fragte, ob ihr Vermögen in liegenden Gründen oder sichern Kapitalien bestehe, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, als ihm sein Freund

darüber Auskunft gab. Dieser, ein alter, in Ruhestand versetzter Hofmarschall, merkte sogleich, wo der Wind herkam und freute sich, daß ihm hier vielleicht eine Gelegenheit blühe, einen Kuppelpelz zu verdienen: denn er war weit und breit der betriebsamste Eheprokurator und ward dieses Geschäfts nicht überdrüßig, ungeachtet man ihn oft hinterher, wenn die von ihm gestifteten Heirathen übel ausschlugen, die Hölle wünschte.

4.

Auf seine geheime Veranstaltung traf den Herrn von Wüsthof das unbeneidete Loos, daß ihm der Hauswirth seinen Tafelplatz neben der schönen Wittib anwies. Der Gelegenheitsmacher setzte sich auf der andern Seite neben sie. Ihr Reifrock breitete seine Flügel über die Knie und Schenkel ihrer Nachbarn aus und veranlaßte den Kriegsmann, ihn ein Bollwerk zu nennen, hinter welchem man vor Angriffen sicher sey.

„Nur nicht vor den Pfeilen des Liebesgottes!“ fiel der Hofmarschall ein und bestrich den Obersten und die Dame mit einem bedeutenden Blick.

Herr von Wüsthof, dem dieser Spaß ein Schauerchen einjagte, stellte sich blind und taub; aber seine Nachbarin nahm keinen Anstand, die Schmeichelei auf sich zu beziehen und mit einem schalkhaften Fächerschlage zu vergelten.

Der Hofmarschall schmiegte sich nun so nahe, als es der Reifrock erlaubte, an Frau von Goldammer und erstattete über den Obersten, den sie zum ersten Mal sah, in einer langen Ohrenbeichte ausführlichen Bericht. Er rühmte die Vortrefflichkeit seiner schuldenfreien Landgüter, berechnete die Summen des Ertrags, schilderte ihn als einen tüchtigen Landwirth, lobte seinen Charakter und schloß mit der Nutzanwendung: es fehle ihm nichts, als eine würdige Gemahlin, um der glücklichste Mann auf dem Erdenrunde zu seyn.

„Also noch Hagestolz?" fragte sie mit einem kalt hingeworfenen Tone, um ihre aufwallende Freude dahinter zu verbergen.

„Ich bitt' um Verzeihung, meine Gnädige!" versetzte der Marschall. „Hagestolze — hab' ich die Ehre Ihnen zu sagen — nennt man, nach unsern Gesetzen, nur diejenigen verstockten Sünder, die fünfzig Jahre, drei Monate und drei Tage in die Welt hin-

ein lebten, ohne zu heirathen. Aber von diesem Alter ist unser Oberster noch weit entfernt und er wird es sich auch im Junggesellenstande nicht auf den Hals kommen lassen."

„Wer weiß!" sagte die Dame. „Die Herren Officiers sind, aus Liebe zu einem ungebundenen Leben, meistens eheschen."

„Das ist bei meinem Freunde nicht der Fall;" entgegnete der Marschall. „Er vertraute mir im Gegentheil kurz vor der Tafel, daß er je eher je lieber Hymens Rosenfesseln zu tragen wünsche."

„Ei, ei!" sprach Frau von Goldammer: „Drückt er sich so poetisch aus?"

„In der Regel nicht;" antwortete der Marschall: „Ihro Gnaden machten ihn bloß auf einen Augenblick zum Dichter." —

„Ich? — Wie soll ich das verstehen?" —

„Die gnädige Frau waren eben in den Saal getreten, als er, die Augen auf Sie geheftet, jene poetische Floskel aussprach. Er fragte dann geschwind nach Dero Namen und Verhältnissen, und als er von Ihrer Witwenschaft hörte, ward er auf Ein Mal so heiter und froh, wie ich ihn noch nie gesehen habe." —

„Sie schwärmen, Herr Hofmarschall!"

„Keinesweges, meine gnädige Frau! Ich könnte noch mehr sagen; doch das Vertrauen der Freundschaft ist mir heilig. Nur so viel glaub' ich verrathen zu dürfen, daß er mir einen Wink gab, das gegenwärtige Arrangement unserer Tafelsitze zu treffen.“ —

„Herr Hofmarschall, Herr Hofmarschall! Sie verlassen sich darauf, daß ich nicht so indiscret seyn werde, ihn über den Grund oder Ungrund Ihrer Mährchen zu befragen.“ —

„Meiner Mährchen?“ — O, ich unschuldiger Märtyrer der Wahrheit! Die Zeit wird mich rechtfertigen.“ —

5.

Frau von Goldammer schielte während dieses Gelispels oft nach dem Obersten hin. Er schloß daraus, die Rede sey von ihm und war nicht böse darüber, weil er hoffte, daß ihn der Ehemäkler bestens empfehlen würde. Das war sein Wunsch; denn der Zauberstab des Goldes hatte die häßliche Kreuzspinne schon vor seinen Augen in ein recht leidliches Frauenzimmer verwandelt, und er brachte, als er sein und ihr Ver-

mögen in Gedanken flüchtig zusammen rechnete, ein entzückendes Facit heraus.

Aber — wird mancher Leser fragen — dachte denn der heillose Mann nicht an seine Braut.

O ja, er dachte, wie er sie allenfalls wieder los werden könnte. — Eine Treulosigkeit mehr oder weniger galt ihm gleich, und hier schien vollends viel dabei zu gewinnen. Das war für den Geizhals ein mächtiger Antrieb, sich über alle Bedenklichkeiten hinweg zu setzen.

Als sich das leise Gespräch zu sehr in die Länge zog, fand er für rathsam, es zu unterbrechen. Die Dame hätte sein beharrliches Stillschweigen ja sonst als einen Mangel an Achtung gegen sie auslegen können.

„Herr Hofmarschall," fing er an, „Sie werden mit mir in einen ernsthaften Handel gerathen!" —

„Warum denn, lieber Oberster?" fragte Jener.

„Darum, mein Herr," entgegnete Wüsthof, „weil Sie die Unterhaltung mit unserer liebenswürdigen Nachbarin für ein Monopolium ansehen, und mich ganz davon ausschließen." —

„O Himmel!" kreischte Frau von Goldammer da-

zwischen: „Das gibt Stoff zu einer Komödie, wenn ich noch in meinen alten Tagen ein Duell veranlasse.“ —

Schmeichelnd beruhigte sie der Oberste. Sie zierte sich wie ein Aeffchen, und schlug alle Saiten an, von welchen sie glaubte, daß sie ihm lieblich tönen würden. Zuerst erhob sie seine Güter bis in den Himmel; dann hielt sie den ihrigen eine bescheidene Lobrede; doch klagte sie, daß es ihr, seit dem Tode ihres unvergeßlichen Gemahls, sehr schwer werde, ihre störrischen Bauern und Dienstleute in Ordnung zu halten.

Bei dieser Stelle machte sie eine Pause, und seufzte hinter dem Schnupftuche, womit sie, bei der Erwähnung des seligen Herrn, die Augen bedeckte.

Nach dieser Todtenfeier beschwerte sie sich über ihr allzu weiches Herz, dem es durchaus nicht möglich sey, sich zu einiger Strenge, auch nicht zu der gerechtesten, zu entschließen.

Hier lächelte der Hofmarschall mit abgewandtem Gesicht, und erzählte seiner Nachbarin auf der andern Seite: Frau von Goldammer mache sich täglich das Vergnügen, ihren weiblichen Hofstaat mit einer selbst verfertigten Knute*) zu kasteien.

---

*) Eine in Rußland übliche Peitsche, die aus einer Menge von Stricken besteht, in welche viele Knoten geknüpft sind.

Während der Zeit führte sie viele Beispiele von ihrer Sanftmuth an. Ihr seliger Mann, sagte sie, sey bisweilen ein kleiner Murrkopf gewesen; aber sie habe ihn auf den Händen getragen, und mit keiner Miene beleidiget.

„Ach Gott!" raunte der Hofmarschall seiner Nachbarin ins Ohr: „wie oft war ich Zeuge, daß sie ihm Maulschellen gab, die er gehorsamst einsteckte!" —

Frau von Goldammer fuhr indessen in der Schilderung ihrer Tugenden fort. Mitunter berief sie sich auf das Zeugniß des Marschalls, daß sie die Farben nicht zu stark auftrage, und er war so gefällig, auf der rechten Seite das zu bejahen, was er in demselben Moment auf der linken verneint hatte.

Zuletzt, als das Dessert eben in Umlauf kam, stellte sich die gefühlvolle Seele auch als eine zarte Schutzpatronin der Thierwelt dar. „Mein Kutscher," sagte sie, „darf nur im Schritt fahren, und der Gebrauch der Peitsche ist ihm ganz untersagt. O, könnten sie reden, meine Kanarienvögel und Nachtigallen, meine Kätzchen und Hündchen! Sie würden rühmen, wie liebevoll ich mit ihnen umgehe, und wie ich des Morgens nichts eher genieße, als bis sie sammt und sonders gespeißt und getränkt sind. Aber ich hab' auch

die Närrchen durch meine Güte verzogen, und sie, zum Beispiel, verwöhnt, daß sie immer Konfekt, oder sonst eine Näscherei, erhalten müssen, wenn ich außer dem Hause gegessen habe. Herr Oberster, Sie sollten den Tumult sehen, wenn ich zurück komme! Da springt es, bellend und miauend, um mich herum, da schreit es mir mit weitgeöffnetem Schnabel und ausgespreitzten Flügeln entgegen. Ich dürfte mich wahrlich nicht unterstehen, mit leerer Hand zu erscheinen! Sie fingen, glaub' ich, eine gefährliche Rebellion gegen mich an." —

„Das wollen wir doch ja verhüten!" sagte der Oberste: „Mit Rebellionen ist nicht zu spaßen!" — Er griff jetzt mit seinen langen Armen rechts und links auf dem Tische herum, langte ihr die Konfektteller zu, und ermahnte sie, dem besorglichen Aufruhr entgegen zu arbeiten.

Das war ihr recht. Sie hatte das Gespräch von ihrer Menagerie absichtlich begonnen, um fouragiren zu können, und füllte nun die innerhalb ihres Reifrocks angebrachten großen Provianttaschen ohne Scheu. Einige Damen sahen ihr mit starren, neidischen Blicken auf die Hände; andere winkten sich lächelnd mit den Augen, und der Glossenmacher zischelte seiner Vertrauten zu: „Glauben Sie denn, daß die Hündchen

und Kätzchen etwas davon bekommen? **Point du tout!** Sie plündert unter diesem Vorwand bei allen Gastmählern, stapelt aber die Beute sorgfältig auf, und wenn sie denn über kurz oder lang den Familien, bei denen sie herum geschmaus't hat, einen Gegenschmauß gibt, so bestellt sie aus jenem Magazine den Nachtisch, und beträufelt, wie man im gemeinen Leben sagt, die Gäste mit ihrem eigenen Fette." —

6.

Nach der Tafel baute der wetterwendische Eheprokurator sein angefangenes Werk auf dem gut gelegten Grunde fort, und erwarb sich in der Gesellschaft manchen Gehülfen, der theils den Obersten, theils die empfindsame Witwe bei Seite zog, und nach erhaltner Vorschrift bearbeitete. Da sie schon eine zärtliche Neigung für einander gefaßt hatten, so war, nach dem Sprichworte, den Gelehrten gut predigen. Wüsthof gestand: Frau von Goldammer sey eine scharmante, geist- und gefühlvolle Dame, und sie erklärte ihn für einen wackern, verständigen Kavalier. Die Agenten des Hofmarschalls überschritten nun zum Theil

ihren Auftrag, und erboten sich dem Obersten auf der Stelle zu Freiwerbern. Er lehnte das freilich ab; doch that er es in der freundlichsten Laune, die deutlich zu erkennen gab, daß er gegen die Sache selbst nichts einzuwenden habe, sondern nur den Anstand beobachten, und nicht mit der Thüre ins Haus fallen wolle.

In der folgenden Nacht erschien ihm Frau von Goldammer im Traume. Sie saß an einer Tafel, die mit hohen Pyramiden von Gold und Silber belastet war. Er stand nicht weit davon und staunte. Da winkte sie ihm, mit der Hand auf ihre Reichthümer zeigend, als wollte sie sagen: „Das alles ist Dein, so Du niederfällst und mich anbetest!" — Er wollte sich ihr zu Füßen werfen. Aber in diesem Augenblicke ward sie so häßlich, wie der Geist, der einst mit jenen Worten die Schätze der Welt ausbot, und auf der andern Seite kam Antonie, schön wie ein Engel, mit thränenden Augen gegangen. Ihr Anblick erschütterte den Träumer. Er kehrte der Mißgestalt den Rücken und wandte sich zu dem Mädchen. Plötzlich hörte er ein betäubendes Gerassel von Goldmünzen. Er sah sich um. Frau von Goldammer schüttete einen ungeheuern Getreidesack voll Dukaten auf

den Fußboden aus, und es entstand ein goldner Berg, der ihr über den Kopf wuchs und sie ganz verbarg. Nur eine Hand bewegte sich hervor, und lud, freundlich wedelnd, den Obersten ein, von dem Golde zu nehmen. Unwiderstehlich hingerissen, griff er zu und reichte eine Hand voll Antonien, die sich, getröstet und danksagend, entfernte. Schnell trat nun Frau von Goldammer hinter dem Gebirge hervor, und preßte ihn mit einer so gewaltsamen Inbrunst in ihre Arme, daß er, vor Schmerz laut aufschreiend, erwachte. —

Er dachte jetzt dem Traume nach, und hielt ihn für eine gute Vorbedeutung, daß sich Antonie, ohne Umstände, mit einem Stück Geld werde abfinden lassen. Doch war er gesonnen, sich nicht damit zu übereilen, sondern diese fatale Ausgabe so lange als möglich zu verschieben: denn er schmeichelte sich, auf diese Art vielleicht ganz davon los zu kommen, weil sich Antonie, wie er glaubte, zu einer dringenden Bettelei nicht erniedrigen würde. Das dünkte ihn, je mehr er darüber nachdachte, immer wahrscheinlicher, und er haderte am Ende sogar mit sich selbst, daß er im Traume so unbesonnen gewesen war, eine Hand voll Dukaten ohne dringende Noth wegzuschenken. Uebrigens sah er die bärenhafte Umarmung, die ihm einen

Schrei auspreßte, für kein böses Vorzeichen an. Was sie betraf, dachte er: Träume sind Schäume.

Bei Anbruch des Tages übergab er seinem Leibjäger eine Liste von Personen, die er zu einem Mittagsmahle einladen sollte. Frau von Goldammer stand oben an. Die Gasterei war drei Tage darauf angesetzt. Er machte dazu verschwenderische Anstalten, ungeachtet sich sein Geiz heftig dawider auflehnte.

7.

Frau von Goldammer schlug die Einladung nicht aus. Sie kam in einem langsamen Bierwagenschritt angefahren, um die von sich gerühmte Mildherzigkeit gegen ihr Gespann durch die That zu beweisen; und als sie der Oberste aus dem Wagen hob, forderte sie ihn dringend auf, sich durch eigenhändige Berührung der Pferde zu überzeugen, daß sie kein nasses Haar hätten.

Mit einem geschmacklosen Uebermaß von Kleinoden beladen, und über Wüsthofs unzweideutige Huldigungen höchlich erfreut, funkelte sie, wie eine Theaterkönigin sich brüstend, an der Oberstelle der Tafel.

Doch es stand ihr eine Demüthigung bevor, die ihren Triumph leicht hätte vernichten können. Ein Bedienter des Obersten überreichte ihr ein an sie addressirtes versiegeltes Päckchen mit der Meldung: es sey von einem Unbekannten, der sich sogleich wieder entfernt habe, abgegeben worden. Was konnte das nach ihren Gedanken anders seyn, als eine köstliche, ihr zum Geschenk bestimmte Galanteriewaare? Aeußerst freundlich nahm sie es daher, mit einem forschenden Blick auf den Obersten, in Empfang, und öffnete es mit hoch erhobenen Händen, um die erwartete Kostbarkeit von allen neugierigen Mitgästen bewundern zu lassen. Aber sie war schier vor Schrecken des Todes, als aus der hastig aufgerissenen Papierhülle ihre russische Knute fiel. Schadenfroh stieß der Hofmarschall seine Nachbarn rechts und links mit den Ellbogen an, und einigen Frauenzimmern entwischte wie ein kurzer Trompetenstoß ein unaufhaltbares Gekicher. Allein sie bezähmten sich schnell, und in einer halben Minute war die ganze Gesellschaft wieder so ruhig, als hätte sie das häßliche Ding gar nicht gesehen, das Frau von Goldammer geschwind vom Tische hinweg riß, und sammt einer dabei liegenden Zuschrift, wovon sie nur ein paar Worte las, in die Tasche steckte. Sie

war so bestürzt, daß sie kein Wort aufbringen konnte, um den seltsamen Vorfall zu bemänteln; und niemand war so unbescheiden, ihr den Schlüssel dieses lustigen Räthsels abzufordern.

Aber der Leser will vermuthlich die Sache aus dem Grunde wissen, und er soll sie erfahren.

Frau von Goldammer wollte sich bei diesem Feste in der höchsten Glorie der Schönheit zeigen, und hudelte daher ihre Kammerjungfer weidlich am Putztische. Die Zofe that ihr Möglichstes; aber mit aller Kunst und allem guten Willen war sie nicht im Stande, ein altes Weib in ein junges, reizendes Mädchen zu verwandeln. Dafür wurde sie ein Mal über das andere tüchtig geknutet. Ueber diese unverdiente Mißhandlung aufgebracht, faßte sie den Vorsatz, noch desselben Tages aus dem Dienste zu laufen, sich aber zuvor an ihrer Tyrannin zu rächen. Sie packte zu diesem Zweck die Knute sehr zierlich ein und schrieb dazu folgende Zeilen:

„Da Ew. Gnaden in der Gesellschaft, wo Sie „sich heute befinden, auf alle Art glänzen wol„len: so sende ich Ihnen anbei Ihre Knute nach, „um sie als ein merkwürdiges Kunstprodukt Ihrer

„geschickten Hand vorzeigen zu können. Hiermit „empfehle ich mich Ihnen auf immer, und gebe „Ihnen den guten Rath, sich an meine Stelle „eine Moskowiterin oder Kalmückin zu verschrei- „ben, die wahrscheinlich zu Ihren zuchtmeister- „lichen Ergötzlichkeiten geduldiger herhalten wird, „als ich.“

8.

Frau von Goldammer saß ein Weilchen in Scham und Muthlosigkeit versunken; aber plötzlich raffte sie sich wieder auf und stürzte sich mit einer solchen Anstrengung, daß ihr der Schweiß von der Stirne rann, in die ausschweifendste Lustigkeit. Ein Strom gemeiner Späßchen, von grellem Gelächter begleitet, floß von ihren Lippen; und ob sie sich gleich dadurch eben nicht angenehm machte und auch die meisten Herren und Damen dabei kalt und ernst blieben: so war doch Wüsthof ein aufmerksamer Bewunderer ihrer albernen Einfälle, und rief und klatschte ihr Beifall zu. Es gefiel ihr außerordentlich, daß er ihr in dem gegenwärtigen betrübten Zeitpunkte, wo sie eine öffentliche

Beschimpfung erlitten hatte, eine solche Auszeichnung bewies, und dadurch einigermaßen ihre Ehre rettete. Sie dankte ihm dafür mit den holdesten Mienen, und es entstand zwischen ihm und ihr ein Tauschhandel mit zärtlichen Blicken, der ihm Bürgschaft leistete, daß sie seine Hand, die er in den nächsten Tagen nach ihren Gold- und Silber-Pyramiden auszustrecken gedachte, nicht zurück weisen würde.

Beim Nachtisch übergab er ihr eine Menge Zuckerwerk mit der unterthänigen Bitte, ihre Hündchen und Kätzchen damit zu beschenken. „Sehr verbunden!“ sagte sie. „Die kleinen Kanaillen sollen sich selbst bei Ihnen dafür bedanken; denn ich lade Sie, mein Herr Oberster, und die gesammte schätzbare Gesellschaft hiermit ein, übermorgen auf meinem Schlosse mit einem Mittagsmahle fürlieb zu nehmen.“

Das war ein Meisterstreich, um die verdammte Knute in Vergessenheit zu bringen. Im Nu verschwanden Spott und Schadenfreude, die noch auf manchen Gesichtern gelauscht hatten; alle Köpfe verneigten sich zusagend; und jedes lahme Bonmot, das Frau von Goldammer von jetzt an ausgehen ließ, ward nicht nur allgemein schön gefunden und laut gepriesen,

sondern oft sogar schon, indem sie nur den Mund öffnete, pränumerando belacht.

9.

„Lieber Hofmarschall," sagte der Oberste beim Abschiede, „thun Sie mir den Gefallen, und finden Sie sich übermorgen einige Stunden vor der Tafelzeit auf dem Schlosse der Frau von Goldammer ein. Ich werde selbst wegen einer gewissen Angelegenheit, wobei Sie mir unentbehrlich sind, so zeitig dort eintreffen."

„Aha!" rief der Hofmarschall: „Wollen Sie vielleicht, ehe die übrigen Gäste ankommen, das Herz der schönen Witwe berennen?"

„Getroffen!" antwortete der Oberste: „Und ich ersuche Sie, mir dabei Adjutantendienste zu leisten." —

Wie beredet, so geschehn! Die Herren begaben sich früh genug auf den Weg, daß sie die Dame noch allein fanden. Der Oberste verlor keine Zeit. Er that, unter Beistand seines Adjutanten, einen beherzten Angriff, die Kapitulation wurde, nach einer kurzen Unterhandlung, geschlossen, und bei der Tafel feierlich bekannt gemacht.

Von allen Seiten erschallten Glückwünsche; aber man bemerkte dabei Gesichter, die sich plötzlich entfärbten und mit Falten des Unmuths bedeckten. Das war besonders der Fall bei einigen verblühten Fräulein, die sich selbst auf den Obersten Rechnung gemacht hatten und nun auf Ein Mal die Blume ihrer Hoffnung mit der Wurzel ausreißen sahen. Nicht vermögend, ihren Verdruß ganz zu bekämpfen, rächten sie sich durch Spötteleien, die sie ihren Nachbarn ins Ohr zischelten.

„Was sagen Sie zu dieser Mariage?" fragte die Eine: „Verräth nicht der Oberste durch diese Wahl ein sehr rohes Gemüth?" —

„O freilich!" — antwortete der Befragte, ein armer Landjunker, der längst ein geheimes Lüstchen gehabt hatte, sich um die reiche Witwe zu bewerben. — „Aber warten Sie nur!" fuhr er prophetisch fort: „Die russische Knute und der deutsche Stock werden bald gegen einander zu Felde ziehen!" —

„Wohl uns, wir sind neutral!" sagte das Fräulein: „Aber wem wünschen Sie den Sieg?"

„Dem Stock!" sprach der Junker.

„Und ich der Knute!" versetzte das Fräulein.

Andere Mißvergnügte musterten das Dessert, und erneuerten, nach ihrer Versicherung, auf den meisten

Tellern alte Bekanntschaften. Sie nannten die Häuser, wo jene Makronen und dieser Marziban schon figurirt hatten, und von der Frau von Goldammer, unter dem bekannten Vorgeben, entfremdet worden waren. Hier und da mochte man ihr wohl zu viel thun; aber eine der Damen bewies ihre Behauptung so klar und augenscheinlich, daß sich nichts dagegen einwenden ließ. Sie hatte, als sie kurz vorher ein Gastmahl gab, die kleine Bosheit verübt, ihren Namenszug auf den Oblaten-Boden verschiedener Konfektarten mit einer Nadel einzugraben, und dieses so bezeichnete Backwerk auf der Tafel dahin zu stellen, wo Frau von Goldammer ihren Platz erhielt, der, wie alle andere Plätze, durch eine auf ihrem Gedeck liegende Namen-Karte, voraus bestimmt war. Keine Hinterlist ahnend, ging sie in die Falle und eignete sich das verrätherische Konfekt größtentheils zu, um bei der gegenwärtigen Gasterei davon Gebrauch zu machen. Das war denn auch richtig geschehen. Die erste Eigenthümerin zeigte den Personen, die ihr zunächst saßen, ihre Handschrift, und es ward so viel darüber gekichert, daß es in andern Gegenden der Tafel Aufmerksamkeit erregte. Selbst Frau von Goldammer fragte, etwas bestürzt, nach der Ursache

dieser Lustigkeit, und man fertigte sie geschwind mit einer Nothlüge ab.

Dergleichen Spott ward noch mehr getrieben. Doch, unbekümmert um des Neides Geschwätz, vollzog das edle Brautpaar nach einigen Wochen seine Vermählung.

10.

Unbekannt mit allen diesen Vorgängen, hoffte die gute Antonie von Stunde zu Stunde auf einen erfreulichen Brief von ihrem treulosen Bräutigam, bis das Gerücht von seiner Vermählung ihr Dörfchen erreichte. Sie erstarrte; sie widersprach; sie läugnete die Möglichkeit. Es war freilich nur eine unverbürgte Sage; denn der Oberste ließ keine officielle Bekanntmachung seiner Heirath an Antoniens Wohnort ergehen, ungeachtet er dieß auf seinen übrigen Gütern gethan und seine Gemahlin auch überall schon eine Art von Huldigung eingenommen hatte. Doch es kamen immer neue Nachrichten, die jenes fliegende Gerücht bestätigten. Dennoch blieb Antonie bei ihrem Unglauben und schrieb dem Obersten: er werde verleumdet.

Hierauf erfolgte nach geraumer Zeit diese Antwort:

„Sie werden sich erinnern, Mademoiselle, daß „Sie mir damals, als ich Ihnen meine Hand „antrug, verschiedene sehr vernünftige Vorstel„lungen machten, die Ihren Verstand und Ihre „Bescheidenheit in das hellste Licht stellten. Ich „ließ zwar, von Leidenschaft berauscht, Ihre trif„tigen Gründe nicht gelten; ich widerlegte sie „lebhaft: aber ich muß gestehen, daß ich bald „nachher das Gewicht derselben fühlte. Die Gränz„scheidung zwischen dem Adel und dem Bürger„stande ist und bleibt freilich in meinen Augen „eine Thorheit: wer aber nicht wie ein Wald„bruder, in einer Einödе lebt, muß sich nach „den Schwachheiten und eingewurzelten Vorur„theilen der Menschen seiner Klasse bequemen, „wenn er nicht der Fledermaus unter den Vögeln „gleichen und sich dem Spott und der Verach„tung ausstellen will. Das wäre, wie Sie, „Mademoiselle, weislich voraus sagten, nicht nur „mein Schicksal gewesen, sondern auch Sie selbst „würden, als meine Gemahlin, die bittersten „Kränkungen in den Zirkeln der höhern Welt „erfahren haben: denn obgleich der männliche „Adel den Mangel einer edlen Geburt sehr gern

„der Schönheit verzeiht, so sind doch die Damen „gegen die Ahnenlose, die sie in den heiligen „Kreis ihrer Assembleen eintreten sehen, desto „intoleranter, je mehr sie — wie das bei Ihnen, „Mademoiselle, der Fall ist — von der Natur „mit einer Fülle von Reizen ausgestattet wurde. „Und was kann er thun, der Mann, der seine „Gattin von verfeinerter Bosheit verfolgen und „gleichsam mit leisen Nadelstichen zu Tode qäu„len sieht? — Unterständen sich's Männer, so „forderte er sie vor die Klinge und lehrte sie „Mores: aber Weiber! — Was soll er mit „denen anfangen? — Das Schwert ihrer Zunge „ist mächtiger als Rolands Schwert, und Her„kuls Löwenkraft kann das Gewebe ihrer Intri„guen nicht zerreißen.“ —

„In dieser Rücksicht darf ich es mir als ein „Verdienst anrechnen, daß ich Sie, Mademoi„selle, der Unannehmlichkeiten überhob, die Ihnen „in der Sphäre bevorstanden, in welche ich Sie, „wider Ihren eigenen Wunsch und Willen, ver„setzen wollte. Ich hätte Sie in der That un„glücklich gemacht. Daher hielt ich es, sobald „ich mich durch reifes Nachdenken davon über=

„zeugt hatte, für Pflicht eines redlichen Mannes, „Ihre Gemüthsruhe nicht meiner Leidenschaft auf„zuopfern. Der Verlust ist dabei einzig auf mei„ner Seite; denn die standesmäßige Heirath, „die ich vor einigen Wochen vollzog, entschädiget „mich auf keine Weise für den mir verschlossenen „Himmel auf Erden, den ich in Ihren Armen „gefunden hätte. Sie, Mademoiselle, hingegen „genießen nicht nur in Ihrer gegenwärtigen Lage „der vollkommensten Zufriedenheit, sondern wer„den auch ohne Zweifel bald durch irgend einen „braven Mann, der Ihnen an Stand und Alter „gleicher ist, als ich, eine glückliche Hausfrau „werden."

„Dieß herzlich wünschend, bleibe ich mit Ach„tung Ihr wohlmeynender Freund v. W."

N. S.

„Verbrennen Sie sogleich dieses Blatt! Und „so gern ich auch einen angenehmen Briefwechsel „mit Ihnen unterhielte, so muß ich doch weitere „Zuschriften dringend verbitten, weil die zufällige „Entdeckung unserer Correspondenz das reizbare Ge„müth meiner Frau in Aufruhr bringen möchte."

Dieser gleißnerische Brief erfüllte Antoniens Herz mit der tiefsten Verachtung gegen den Schreiber. Wie lieb war es ihr nun, daß sie, ihrem gegebenen Worte treu, seinen Heirathsantrag geheim gehalten hatte! Selbst gegen die Familie, mit welcher sie unter Einem Dache wohnte, war sie verschwiegen gewesen. So hoffte sie, dem Fingerzeig der Schadenfreude zu entgehen und die harte Täuschung wie einen Traum behandeln zu können. Sie hatte vor dem glänzenden Luftschlosse, das Wüsthof ihr baute, vom Anfang an mehr gezittert, als sich hineingesehnt. Das erleichterte ihr jetzt den Entschluß, sich den Luftbaumeister und sein verschwundenes Truggebäude ganz aus dem Sinne zu schlagen. Freilich hatte sie an der Schwelle desselben ihre Unschuld verloren und büßte dafür mit glühenden Thränen der Reue; doch kämpfte sie der Verzweiflung entgegen, und fest, wie ein Fels, stand ihr Vorsatz, sich von nun an durch ein tadelloses Leben mit ihrem strafenden Gewissen wieder auszusöhnen. Ach, sie ahnte noch nicht, die Arme, wie bald sie es an sich selbst erfahren würde, daß böse Thaten — sogar oft blose Uebereilungsfehler — den Menschen, der sich von ihren Syrenenstimmen anlocken ließ, heimtückisch fassen und in einen Strudel von Verderben reißen!

11.

Herr von Wüsthof hatte sich indessen auch nicht auf Rosen gebettet. Seine Gemahlin ward ihm eine rächende Nemesis der begangenen Untreue.

Am Morgen nach der Brautnacht waren die edlen Herrschaften noch darin einig, daß sie es für das erste Geschäft ansahen, ein wechselseitiges Testament zu machen, damit einst, wenn der grimme Tod ihre Ehe trennte, der überlebende Theil, ohne Anfechtung von andern Erben, der gesammten Güter und Habe des entseelten Körpers gewiß sey. Gute Leute treffen solche Anstalten aus Liebe zu einander; hier aber ward Selbstliebe das Triebrad. Herr von Wüsthof glaubte, seine Gemahlin werde so artig seyn, sich früher, als er, ins Grab zu verfügen; und sie, die nicht die geringste Lust dazu hatte, erwartete diese Höflichkeit von ihm. So kam, unter zärtlichen Heucheleien, am Tage nach der Hochzeit das Vermächtniß zu Stande.

Die Gerichtspersonen, die es niedergeschrieben hatten, waren kaum aus dem Hause, so fing Frau von Wüsthof schon an, das reizbare Gemüth zu zeigen, dessen ihr Gemahl in der Nachschrift seines Briefes an Antonien erwähnte. Es schien, als wollte sie, ohne

Verzug, auf die Erbschaft hinarbeiten und ihn sobald als möglich durch den Arsenik der Aergerniß aus dem Wege räumen. Die erste Portion Ratzenpulver bekam er in den Magen, als er, nach dem Weggange der Testamentsschreiber, seine Tabaksgeräthschäften aus einem Schranke hervorsuchte, um eine Pfeife zu stopfen.

„Pfui!“ sagte sie und spuckte aus: „Sie schmauchen doch nicht etwa?“ —

„Nein, ich rauche nur;“ sprach er lachend.

„Wortgespiel!“ versetzte sie finster. „Ich frage ernsthaft.“ —

„Und ich antworte ernsthaft, daß ich seit beinahe vierzig Jahren rauche.“ —

„Ist's möglich? — Wie konnten Sie sich zu einer so gemeinen Sitte gewöhnen?“ —

„Gemein! — Was nennen Sie gemein?“ —

„Alles, was der Pöbel thut und Standespersonen vermeiden.“ —

„Gut; ich will diese Definition — so wenig sie auch im Ganzen Stich halten möchte — gelten lassen. Sie streitet mehr f ü r als w i d e r mich; denn ich habe in meinem Leben fünf oder sechs Fürsten und circa dreihundert Grafen und Freiherren mit Pfeifen im Munde gesehen.“ —

Und indem er das sagte, dampfte schon sein meerschaumener Kopf wie ein Schornstein.

„Ums Himmels willen!" schrie sie auf: „Wollen Sie dieses Zimmer in eine Wachstube verwandeln?"

„Daran fehlt noch viel!" sprach er gelassen und nebelte fort.

„Halten Sie ein, ich bitte Sie! Ich bekomme Krämpfe, Schwindel, Migräne." —

„Ei bewahre!" rief er, ohne die Pfeife aus der Hand zu legen: „Haben Sie denn ein so schwaches Nervengebäude?" —

„Leider ist's nicht so stark als das Ihrige! Drum bitt' ich nochmals, verschonen Sie mich mit Ihren höllischen Dämpfen und entwöhnen Sie sich Ihrer Unart!"

„Und ich bitte, gewöhnen Sie sich daran!" —

Er hauchte immer größere Wolken von sich. Sie zogen zu ihr hin und wirbelten ihr um den Kopf.

„Nein, das halt' ich nicht aus! Mir wird übel — die Stube dreht sich mit mir — ich fall' in Ohnmacht." —

Sie kämpfte mit beiden Händen gegen die Wolken, sank auf den Sopha und schien zu erstarren.

„Potz Ziererei und der Teufel!“ schrie er laut und ging mit starken Schritten aus dem Zimmer.

Er enthielt sich seitdem, in ihrer Gegenwart zu rauchen. Doch dieser Triumph genügte ihr nicht. Sie drang in den nächsten Tagen auf Abschaffung einer englischen Dogge und zweier Reitpferde, als unnützer Brod= und Hafer=Consumenten. Er wollte sich von den geliebten Thieren nicht trennen und wehrte sich lange, bevor er sich entschloß, auch dieses Opfer den Göttern des Hausfriedens zu bringen. Die Pferde wurden feil geboten; den Hund wollte er verschenken. Aber das Letztere ward nicht erlaubt. Sie bestand darauf, ihn zu versilbern und das Geld in die Wirthschaftskasse zu liefern. Es mußte geschehen.

Um Ruhe zu haben, ließ sich Wüsthof, ein durch Ausschweifungen entnervter Schwächling an Körper und Geist, immer mehr und mehr von ihr in die Enge treiben. Sie machte sich im Hause völlig souverän. Er war ihr erster Unterthan und fürchtete sich vor ihr, wie Kinder vor einem Popanz. Nur darin zeigte er noch einen Schatten von männlicher Festigkeit, daß er, ohne sich durch ihren heftigen Widerspruch im geringsten erschüttern zu lassen, dem Hofmarschall

das Haus verbot, weil er ihn, den Urheber seiner unseligen Heirath, nicht vor Augen sehen konnte.

12.

Aber er hatte die Hölle, worin er lebte, an Antonien verdient. Sie war durch ihn eine der Unglücklichsten ihres Geschlechts. Sie fühlte mit Entsetzen, daß sie Mutter werden würde.

Zermalmt von Angst und Scham, entdeckte sie sich ihrer mütterlichen Freundin, bei der sie wohnte. Die arme Frau erschrak; doch faßte sie sich, um Rath und Trost zu geben. Sie sagte: es sey hier nichts zu thun, als dem Obersten Antoniens Zustand zu melden und ihn zu ihrer Unterstützung aufzufordern. „Er ist ja ein Mensch!" fuhr sie fort: „Sollt' er ein Herz von Eisen haben und taub seyn gegen die Stimme der Natur? — Nein, ich glaube das nicht! Zudem ist er ein reicher Mann: es fällt ihm nicht schwer, seine schlechte That wieder so gut zu machen, als es durch eine Summe Geldes geschehen kann und er wird nicht damit geizen. Freilich gibt's in der Welt keinen Markt, wo man verlorene Gemüthsruhe schnell wieder

kaufen könnte; das muß man der Zeit überlassen. Sie ist mächtig; besonders, wenn man ihr durch Veränderung des Ortes, wo man unglücklich wurde, zu Hülfe kommt. Uns bindet hier nichts. Wir ziehen in eine andere Gegend, wo du, unter dem Namen einer Witwe, vor den Pfeilen der Schmähsucht gesichert bist." —

Mit dem höchsten Widerwillen ergriff Antonie die Feder. Sie würdigte ihren Verderber keines Vorwurfs; sie forderte nichts für sich; sie bat nur um Versorgung seines Kindes.

Er empfing den Brief in Abwesenheit seiner Frau und dankte Gott inbrünstig dafür; denn sie war gewohnt, sich nicht nur alle eingehende Briefe auf der Stelle zum Lesen auszubitten, sondern auch die, welche ihr zuerst in die Hände fielen, eigenmächtig zu erbrechen. Hätte sie diesen in ihre Gewalt bekommen, sie wäre darüber zu einer rasenden Eumenide geworden.

Mit sorgenschwerem Haupte ging Wüsthof, wie ein Nachtwandler, herum. Er wußte nicht, was er bei der angekündigten Vaterschaft thun sollte. Kein guter Gedanke, sich des Kindes redlich anzunehmen und die entehrte Mutter vor Mangel und Elend zu schützen, kam in seine Seele; er sann nur auf Pfiffe und Kniffe, wie er sich, ohne Geldverlust, aus der Klemme

ziehen und die böse Geschichte vor seiner Frau verheimlichen wollte. Unter ihrer Vormundschaft lebend, hatte er freilich kein Geld in den Händen; aber es fehlte ihm nicht an Kredit, sich hinter ihrem Rücken damit zu versehen, wenn ihm der Geiz, die Wurzel alles Uebels, erlaubt hätte, ein ehrlicher Mann zu seyn.

Diese Leidenschaft, die bei ihm mit jedem Tage weiter um sich griff, erstickte jede Regung menschlichen Gefühls so ganz in seinem Busen, daß er den barbarischen Entschluß faßte, der hülflosen Antonie, deren Armuth er kannte, allen Beistand zu versagen und sie mit harten Worten und Drohungen zur Ruhe zu weisen. „Sie solle sich nicht unterstehen," — schrieb er — „den Bastard, den sie wahrscheinlich dem Umgange mit irgend einem liederlichen Burschen verdanke, ihm anzudichten. Er sey aus physischen Gründen überzeugt, daß er keinen Theil daran habe. Wenn sie sich daher unterfinge, ihn noch mit einer einzigen Zeile deßhalb zu behelligen: so werde er sie, als eine betrügliche Gelderpresserin, gerichtlich aufheben und in ein Zuchthaus bringen lassen." —

Zitternd und erblassend las Antonie diese Schmähschrift: doch immer noch ziemlich gefaßt, weil sie kaum eine bessere Antwort erwartet hatte. Sie besaß

Welterfahrung genug, um die Handlungsweise der Heuchler zu kennen. Wenn ihnen das Schafskleid keine Dienste mehr thut, werfen sie es ab, und treten plötzlich als Wolf hervor.

13.

Antoniens Hausgenossin, Madam Sommer, die sich von Wüsthofs vermeintem Edelsinn goldne Berge versprochen hatte, gerieth über seine boshaften Ausflüchte in einen edlen Zorn und brach gegen ihn in Verwünschungen aus. Ueberzeugt von Antoniens sittlichem Lebenswandel, wollte sie sich aufmachen und des Mädchens Unschuld vor ihm in Person vertheidigen. Hastig suchte sie ihre Reisekleider zusammen, ungeachtet ihr Antonie vorstellte, daß sie sich Mißhandlnngen aussetzen und dennoch mit leerer Hand zurück kommen würde. Sie ließ sich durchaus nicht bedeuten. Doch, als sie schon mit Mantel und Kappe gerüstet stand und nun die Beschwerlichkeit einer Reise von mehr als zwanzig Meilen überdachte: da sank ihr Muth eben so schnell, als er vorhin aufgelodert war. An seine Stelle trat eine fast kindische Furcht vor Wüst-

hofs gedrohter Verfolgung. Sie erschrack vor jedem Geräusch; jeder Fußtritt kündigte ihr eine Schaar von Gerichtsdienern an. „Laß uns fliehen,“ rief sie, „laß uns fliehen! Wir sind keinen Augenblick sicher!“ — Mit vieler Mühe bewegte sie Antonie, sich zu beruhigen und die Abreise noch einige Tage aufzuschieben. Länger aber wollte sie selbst in dieser Gegend nicht bleiben; denn hier, wo man sie allgemein als ein Muster von Tugend verehrt hatte, schauderte sie doppelt vor der Entdeckung ihrer Schande.

Die Anstalten zur Veränderung ihres Wohnortes waren bald getroffen. Ihr weniges Hausgeräth fand sogleich einen annehmlichen Käufer. Die kleine Summe, die sie dafür erhielt, ward zu den Reisekosten bestimmt; eine andere, die sie erspart hatte, sollte den Aufwand der neuen Einrichtung bestreiten. Alles Uebrige stellte sie der Vorsehung anheim und setzte sich mit Madam Sommer getrost auf den Postwagen. Diese wackre Frau, die schon seit geraumen Jahren im Witwenstande lebte, war ihre einzige Reisegefährtin; denn die Kinder derselben, zwei erwachsene Töchter, befanden sich seit einiger Zeit nicht mehr bei ihr. Die ältere war an einen nicht unbemittelten Krämer in einem Landstädtchen verheirathet; die jüngere diente,

als Kammerjungfer, in der Residenz. Madam Sommer schlug das Haus ihrer ältern Tochter vor der Hand zum ersten Zufluchtsort vor. Antonie, mit der Gutmüthigkeit des jungen Weibes bekannt, war es zufrieden, und versprach sich eine freundliche Aufnahme.

Nach zwei Tagereisen kamen sie glücklich dort an. Die junge Frau empfing sie mit lebhafter Freude; aber Herr Heckthaler, ihr Mann, zeigte ein so mäßiges Vergnügen, daß Antonie sein Haus gern auf der Stelle wieder verlassen hätte. Es ward ihm offenbar schwer, seine Verlegenheit über den unerwarteten Besuch zu verbergen. Er entledigte sich zwar mit Anstrengung einiger kalten Höflichkeitsworte; doch sobald er diesen Tribut der Schicklichkeit halb und halb abgetragen hatte, rieb er ängstlich die Hände, schob die Comtoir-Mütze von einem Ohre zum andern, und begann eine klägliche Litanei von schlechten, nahrlosen Zeiten.

Madam Sommer nahm ihn bei Seite. „Ich und meine Begleiterin,“ sagte sie, „werden Ihnen auf keine Weise zur Last fallen. Wir erbitten uns zwar auf unbestimmte Zeit Dach und Fach in ihrem Hause; doch unter keiner andern Bedingung, als daß Sie uns, in Rücksicht der Kost und Wohnung, wie Fremde

behandeln, und dafür eine billige Vergütung annehmen.“ —

„Ei bewahre!“ rief Heckthaler: „Das würde sich schicken! — Freilich stockt Handel und Wandel; man muß, um zu leben, jedes Profitchen ergreifen und die Großmuth an den Nagel hängen: aber von Ihnen, Mamachen, einen Pfennig zu nehmen — nein, davor soll mich der Himmel bewahren!“

„Nicht anders, lieber Herr Sohn!“ sprach Madam Sommer. „Wir wollen uns darüber noch heute auf einen festen Fuß setzen, daß wir beide zufrieden seyn können.“ —

Herr Heckthaler verbeugte sich, und war nach abgeschlossenem Kontrakt und erhaltener Pränumeration auf den ersten Monat der heiterste und gefälligste Mann von der Welt.

14.

Aber Antonie ward mit jedem Tage schwermüthiger. Wie eine Gefangene lebte sie in einem engen Stübchen, dessen Fenster immer verhangen waren. Hier entzog sie sich, mit Ausnahme ihrer beiden Freundin-

nen, den Augen aller Menschen, und seufzte und weinte ihrer Entbindung entgegen. Sie gebar einen schönen, gesunden Knaben, der Anton Wüsthof getauft wurde.

Mutterfreude durchstrahlte jetzt wie flüchtige Sonnenblicke die düstern Wolken, die ihre verwundete Seele umhüllten. Mit mattem Lächeln ruhten ihre Augen oft auf dem Knaben; doch mit Geberden des Entsetzens wandte sie sich von ihm ab, wenn sie durch seine Gesichtszüge, in welchen sich nach und nach eine sprechende Aehnlichkeit mit der Bildung seines Vaters entwickelte, an diesen Menschen ohne Redlichkeit und Gefühl zu lebhaft erinnert ward. In diesem Wechsel streitender Empfindungen verschlich ihr ein halbes Jahr. Vergangenheit und Zukunft bestürmten ihr Gemüth; Gram und Sorgen verzehrten das Mark ihres Lebens; und dennoch strengte sie aus Gefälligkeit gegen ihre um sie bekümmerten Freundinnen alle Kräfte ihres Geistes an, um heiter und ruhig zu scheinen.

Madam Sommer und deren Tochter sahen mit Betrübniß, daß ihre Wangen immer mehr erbleichten, ihre Gestalt immer mehr verfiel. Der Tod verfolgte sie mit zögernden Schritten. Es schien, als hätte er ihr nur noch eine Gnadenfrist zur Pflege ihres Säug-

lings gestatten wollen; denn kaum war der Knabe stark genug, der Nahrung an der Mutter Brust zu entbehren, so schloß sie nach einem kurzen Krankenlager die Augen sanft zum ewigen Schlummer.

Sie starb in den Armen ihrer beiden Freundinnen, die, vor ihrem Bette kniend, in Thränen zerfloßen.

Aber Herr Heckthaler ging mit trockenen Augen und verdrießlichen Geberden in der Stube auf und nieder und warf finstere Blicke auf das in der Wiege schlafende Kind. Auf Ein Mal blieb er stehen, rieb unwillig die Stirn mit der Hand und schrieb eine Menge Zahlen mit Kreide auf den Tisch. „Was sich das aufsummt!“ rief er hastig: „Unter zehn Thalern — wir mögen's so knapp einrichten, als wir wollen — können wir sie nicht in die Erde bringen! Wer soll dieß Geld geben? Und wer soll ihn ernähren, den schreienden Wurm, den sie uns hier auf dem Halse gelassen hat?“ —

„O, ich bitte Sie,“ sprach seine Schwiegermutter, „senden Sie der entflohenen Seele nicht solche harte Beleidigungen nach, und machen Sie sich wegen des Begräbnisses keinen Kummer! Ich werde es veranstalten, ohne von Ihnen einen Kostenbeitrag zu fordern, und

für das arme Kind wird der Vater im Himmel sorgen." —

„Das soll mir sehr lieb seyn!" versetzte Heckthaler: „Denn wie käm' ich dazu, mein Brod mit einem fremden Kinde zu theilen?" —

Madam Sommer kehrte ihm ohne Antwort den Rücken und er ging getröstet in seinen Kramladen.

15.

Die gutmüthige Alte besorgte ihrer Freundin ein anständiges Begräbniß, das wenigstens doppelt so viel kostete, als der ängstliche Krämer auf den Tisch gekreidet hatte. Er ermangelte nicht, über diese Verschwendung, wie er es nannte, den Kopf zu schütteln und Glossen zu machen. Seine Frau mußte wegen ihrer Mutter und des kleinen Antons viel von ihm leiden. Wenn er bei seinem Contobuche saß und sich etwa um einen halben Pfennig verrechnete, so fuhr er zornig auf und schob die Schuld auf des Kindes Geschrei, das er, durch drei oder vier Wände von ihm getrennt, kaum gehört haben konnte. Nur ein einziges Mal in jedem Monate kniff er den Knaben freundlich in die

Backen; und das geschah, indem er von Madam Sommer die Vorausbezahlung der Stubenmiethe und des Kostgeldes erhielt, worüber er durch jene Liebkosung gleichsam quittirte. So ließ er sich von Zeit zu Zeit beschwichtigen.

Eines Abends saß er mit dem Rücken gegen die Thüre gemüthlich in seiner Schreibstube: da fuhren ihm plötzlich ein Paar Hände über die Augen, drückten sie fest zu und eine sich verstellende Stimme fragte: „Wer bin ich?" — Er drehte den Kopf rechts und links, und brach die Hände, die ihn gefangen hielten, mit Gewalt los. Sieh, da stand Elisabeth Sommer, die jüngere Schwester seiner Frau, und machte ihm eine tiefe Verbeugung.

Er entsetzte sich, daß er beinahe vom Stuhle fiel und sie zu bewillkommen vergaß.

Sie zog ihm muthwillig die Nachtmütze vom Kopfe und begrüßte sich selbst damit.

„Himmel! wo kommen denn Sie her?" sprach er mit bebender Stimme.

„Gerades Weges aus der Residenz."

„Wo Sie als Kammerjungfer conditionirten?"

„Richtig!"

„Kann man Sie denn dort missen?"

„Halb und halb. Es gefiel dem gnädigen Herrn, sich in mich zu vergaffen, und die gnädige Frau, der das nicht gefiel, gab mir den Abschied." —

„Welche Streiche! Haben Sie schon Ihre Mutter gesprochen?"

„Ja wohl."

„Erschrack sie nicht über Ihre plötzliche Erscheinung?"

„Bei weitem nicht so sehr, als Sie, Herr Schwager!"

„Je nun, ich muß gestehen, ich hätte mir eher den Einsturz des Himmels versehen. Mein Häuschen ist klein — ist schon mit Menschen überladen —"

„Das arme Haus!"

„Und die Zeit — die harte, dürre, mißgünstige Zeit — sie zählt so armen Teufeln, als ich bin, jeden Bissen in den Mund." —

„Das ist sehr unartig von ihr!"

„Ja, Sie lachen, Sie witzeln, Jungfer Schwägerin! — Fühlten Sie nur, wie einem Hausvater zu Muthe ist — Sie haben immer die Füßchen unter fremde Tische gesteckt —"

„Basta, Herr Schwager! Wir gerathen zu tief in den Text. Haben Sie die Güte, mir einige Dukaten zu wechseln."

Sein Antlitz erheiterte sich. Sie öffnete einen Beu=

tel, und warf ein halbes Duzend holländische Rand=Dukaten nachläßig auf den Tisch.

Heckthaler zog mit der einen Hand unwillkürlich die Mütze ab; mit der andern griff er rasch nach dem Golde und verschlang es mit gierigen Augen. „Herrliche Münzen!" rief er begeistert: „Ein seelenlabender Anblick! — Darf ich rathen," — setzte er mit einer pfiffigen Miene hinzu — „aus welcher hochverehrlichen Hand diese köstlichen Dukaten herstammen?" —

„Macht das auf Ihrer Goldwage einen Unterschied?" — sprach Elisabeth. „Doch, wenn Sie meynen, so geh ich lieber zu einem andern Wechsler, der mir ohne Inquisition zutraut, daß ich mein Geld auf eine redliche Weise besitze." —

„Ey, wer zweifelt daran!" sagte Heckthaler. Sie streckte dennoch die Hand nach den Dukaten aus, um sie wieder an sich zu nehmen. Da er aber einige Groschen dabei zn gewinnen hoffte, so hielt er sie fest und bat, seinen Scherz nicht übel zu deuten. Er setzte sie ohne Prüfung auf der Goldwage in Silbergeld um, und versäumte nicht, auf diese, bei unbeschnittenen Rand=Dukaten sehr gewöhnliche und gefahrlose Wechsler=Großmuth aufmerksam zu machen.

16.

Der Friede zwischen ihm und der wilden Elisabeth dauerte nicht lange. Mit neckendem Spott verfolgte sie seine Schwächen, besonders seine kleinliche Sparsucht, und machte sich ein eigenes Geschäft daraus, ihm lustige Possen zu spielen. So ward er des schadenfrohen Kobolds, der ihm nimmer Ruhe ließ, höchst überdrüßig, und drang in seine Frau, ihn von der Last ihrer Familie zu befreien. Besonders war ihm Anton ein Dorn im Auge. Denn da dieses verlassene Kind niemanden angehörte, so besorgte der vorsichtige Kaufmann, es möchte dem Hause, wo es geboren ward, zu einer verjährenden Beschwerung werden, und ihm, dem Grundbesitzer, am Ende die gesetzliche Obliegenheit zufallen, es zu ernähren.

Selbst Madam Sommer war wegen des Knaben bekümmert. Sie sah ihn als ein ihr zugestorbenes werthes Eigenthum an, und erfüllte mit Freuden die Pflicht, ihn zu verpflegen: allein ihre Vermögensumstände waren so beschränkt, daß sie sich außer Stand fühlte, die mit der Zeit immer höher steigenden Kosten seiner Erziehung fort und fort bestreiten zu können.

Einst sprach sie darüber mit ihren Töchtern. „Ich

begreife nicht, Mutter," sagte die jüngere, „warum Sie sich das Leben so schwer machen. Anton ist ein lieber Junge; ich bin ihm selbst herzlich gut: aber wie kommen Sie dazu, Ihre schmalen Bissen für ihn dem eigenen Munde abzudarben? Warum übergeben Sie ihn nicht seinem reichen Vater? — Der sorge für ihn!" —

„Rechne doch nicht auf diesen steinernen Menschen!" versetzte die Mutter. „Er verläugnet ja das Kind, und würde mich hart zurück weisen, wenn ich's ihm brächte!" —

„Ueberlassen Sie das mir!" sprach Elisabeth. „Ich will ihn gewiß zur Annahme zwingen; und sträubt er sich dagegen, so setze ich ihm den Buben heimlich vor die Thür." —

Die Mutter verwarf diesen Vorschlag; aber Elisabeth brachte ihn einige Tage nachher auf's neue zur Sprache, weil Heckthaler, der bisher nur leise und meistens blos gegen seine Gattin, über den Knaben gemurrt hatte, nun laut und öffentlich gegen ihn tobte. Er zankte mit Madam Sommer, kündigte ihr Wohnung und Freundschaft auf, und drohte mit obrigkeitlichen Zwangsmitteln, wenn sie nicht innerhalb drei Tagen Anstalt machte, den Bankart — wie er sich ausdrückte — nicht allein aus dem Hause, sondern

auch ganz aus Kosentheim — dieß war der Name des Städtchens — hinweg zu schaffen. „Ich habe darüber schon bei dem hochedlen Rath angefragt;“ setzte er hinzu: „Die Herren sind sämmtlich meine Gevattern und haben mir Hülfe versprochen.“ —

Die arme Frau war in der größten Verlegenheit. Krank und schwach, konnte sie keine Reise unternehmen, um sich und ihrem Pflegesohn einen andern Wohnort zu suchen; und hier durfte sie mit ihm nicht bleiben, wenn sie nicht jeden Augenblick in der Gefahr schweben wollte, von ihrem unmanierlichen Eidam mit Gewalt vertrieben zu werden. Ueberdieß sah sie immer heller die Unmöglichkeit ein, dem Knaben einst in der Welt fortzuhelfen; und sie hielt es daher für ihre Schuldigkeit, einen Versuch zu machen, ob Herr von Wüsthof zur Erfüllung seiner Vaterpflichten zu bewegen sey.

Elisabeth, die viel Schlauheit besaß, und Muth genug hatte, sich von niemanden in Schrecken setzen zu lassen, war zu diesem Unternehmen so geschickt als willig, und die Mutter entschloß sich, ihr den Knaben, der nun ein Jahr alt war, anzuvertrauen. „Aber wie willst du dich benehmen?“ fragte sie: „Was hast du für einen Plan?“ — Elisabeth lachte laut auf.

„Genie's, wie ich, machen keine Plane;“ gab sie zur Antwort. „An Ort und Stelle findet sich alles.“ — Sie versah sich zu ihrer Legitimirung mit einem kirchlichen Zeugniß über Antons Taufe, und reiste mit ihm von Kofentheim ab.

17.

Sie fuhr mit der Post bis in ein Städtchen, das Kaninchenberg hieß und ungefähr zwei Meilen von dem Residenzschlosse des Herrn von Wüsthof entfernt lag. Hier verließ sie den Postwagen, und ging in einen Gasthof, um da zu übernachten und allerlei nöthige Nachrichten einzuziehen.

Es war in der Zeit der längsten Sommertage und die Sonne ging eben unter, als Elisabeth in das einzige Hotel zu Kaninchenberg trat. Der Wirth belästigte sie mit neugierigen Fragen. Sie heftete ihm, wie billig, Erdichtungen auf. „Ich reise meinem Manne nach;“ sagte sie. „Er erhielt vor kurzem im Auslande ein Amt, das er gerade zu einer Zeit antreten mußte, als mir die Jugend und Schwäche meines Kindes nicht erlaubte, ihn zu begleiten.“ —

Nun fragte sie, wie aus langer Weile, nach den Umgebungen des Orts. Der Wirth nannte mehrere Edelleute, die in der Nähe Landgüter besaßen, und unter andern auch den Herrn von Wüsthof.

„Wüsthof?“ — sprach Elisabeth: „Mich dünkt, ich habe diesen Namen schon sonst gehört.“ —

„Kann wohl seyn;“ versetzte der Wirth: „Von reichen Leuten wird viel gesprochen.“ —

„Also ist er reich?“ sagte sie kalt.

„Ungeheuer!“ rief der Wirth. „Aber was helfen alle Schätze der Welt, wenn man keine ruhige Stunde hat?“ —

Elisabeth antwortete nicht, und spielte, wie gedankenlos, mit dem Wirbel des Fensters, an welchem sie stand.

„Ja, der gute Herr von Wüsthof!“ — fuhr der Schwätzer fort — „bei allen seinen Reichthümern ist er ein unglücklicher Mann! Er hat ein schreckliches Hauskreuz — eine grundböse Frau, die ihn so beherrscht, daß er nicht mucksen darf. Man sollte nicht glauben, daß sich ein Mann und noch dazu ein gewesener Offizier, von einem alten, häßlichen Weibe so könnte unterjochen lassen. Ich möcht' ihn ausschelten, wenn ich ihn sehe! Er fuhr vor einigen Tagen hier

vorbei nach einem seiner Güter, und ich erwarte ihn noch heute zurück; denn er hat, wie sein Kutscher sagte, nicht länger Urlaub, und ist an Gehorsam gewöhnt.“ —

Sehr wichtig war diese Nachricht der Horcherin, ungeachtet sie gar nicht darauf zu achten schien. Sie wich nun nicht vom Fenster. Nach einigen Minuten kam ein Wagen gerollt. „Das ist er!“ rief der Wirth, und eilte hinaus vor die Thür.

Elisabeth öffnete das Fenster, um den edlen Herrn in Augenschein zu nehmen. Er wollte, ohne auszusteigen, die Pferde verschnaufen und tränken lassen; aber indem er dem Wirth, der ihm seine willigen Dienste erbot, diesen Bescheid ertheilte, fiel ihm Elisabeth ins Gesicht. Das frische, achtzehnjährige Mädchen war schön genug, dem alten Sünder zu behagen. „Wer ist das artige Frauenzimmer?“ fragte er schnell. Der Wirth referirte treulich, was ihm Elisabeth auf den Aermel gebunden hatte.

„Ich bekomme doch Lust, etwas Abendbrod zu genießen!“ sagte der Oberste, und erhob sich aus dem Wagen in die öffentliche Gaststube, wo sich Elisabeth befand.

Er grüßte sie, ließ sich mit ihr in ein Gespräch

ein, und sie gefiel ihm in der Nähe noch besser als in der Ferne. Der alte Trieb, ein Liebesabenteuer zu bestehen, erwachte in ihm; nur der strenge Befehl seiner Gemahlin, diesen Abend wieder bei ihr einzutreffen, verfinsterte die angenehme Aussicht. „Es wird ein fürchterliches Donnerwetter geben, wenn ich über Nacht ausbleibe;" sprach er zu sich selbst: „Doch den Hals kann's nicht kosten. Ich fahre morgen mit Anbruch des Tages hier weg, und schütze zu meiner Entschuldigung vor: ich sey durch Krankheit abgehalten worden, eher zu kommen." —

Mit diesem Vorsatz ging er, die Stirn in der hohlen Hand und ein Tuch vor den Mund haltend, zu seinen Leuten an den Wagen. „Hört, ihr Kinder," sprach er, „ich bekomme plötzlich Kopf= und Zahnschmerzen, und befürchte, durch die Erschütterung im Wagen noch kränker zu werden. Wir wollen daher lieber einige Stunden hier verweilen, und allenfalls erst morgen, wann der Tag graut, nach Hause fahren." —

Der Kutscher und der Bediente, die es wußten, daß der Urlaub ihres Herrn in den nächsten Stunden zu Ende ging, sahen sich eine Weile bedenklich an.

„Je nun, wie Ew. Gnaden befehlen!" sagte dann Jener in einem schleppenden Tone, und spannte aus.

18.

Froh, daß der erste schwere Schritt überstanden war, befahl Herr von Wüsthof dem Wirth, ihm ein Zimmer zu geben und ein gutes Souper für zwei Personen zu bereiten. Staunend versprach der Gasthalter, mit seiner Bewirthung Ehre einzulegen.

Elisabeth hatte sich indessen, als sie ausspannen sah, in ihre Stube begeben, und pflog mit sich selbst Rath, auf welche Weise sie dem Obersten, den ihr ein glückliches Ungefähr in die Hände geliefert hatte, sein Söhnlein überantworten wollte. In dieser Gedankenjagd störte sie der Wirth. Er kam, und meldete — den Obersten, der ihr auf einige Augenblicke aufzuwarten wünschte.

Sie nahm den Besuch an. Herr von Wüsthof betrug sich sehr gesittet, sprach ein paar Minuten über gleichgültige Dinge, und lud sie dann zum Abendessen in sein Zimmer ein.

Sie sah ihm, ohne Antwort, starr in's Gesicht, trat einen Schritt zurück und schien beleidigt.

„Verzeihen Sie, Madam," sagte Wüsthof, „daß ich eine Bitte wagte, die in der That etwas kühn ist, und sogar unschicklich heißen könnte, wenn ich sie mir irgend wo anders, als in einem Gasthofe, erlaubt hätte. Aber, befreit von den drückenden Fesseln des Ceremoniells, leben Reisende in einem gewissen Stande der Natur, und nähern sich einander ohne Zwang, um die traurigen Steppen der Wirthshäuser mit den Blumen der Geselligkeit zu bestreuen." —

Elisabeth äußerte noch einige Bedenklichkeiten; doch endlich sagte sie zu. Nur schlug sie es ab, ihn sogleich in sein Zimmer zu begleiten. Sie habe, sagte sie, unverschiebliche Briefe zu schreiben. Indessen werde das Essen fertig, und sie erwarte Nachricht, wenn es aufgetragen sey.

Der Oberste empfahl sich, ohne sein Kind gesehen zu haben. Elisabeth trug es, als er sich hatte anmelden lassen, in den Alkoven ihres Zimmers, wo es sich ruhig verhielt.

Es war jetzt schon zehn Uhr, und während der Zubereitung der Mahlzeit, wozu erst Hühner eingefangen und abgekehlt wurden, kam die Mitternacht heran.

Wüsthof hatte indessen lange Weile, warf sich in einen Großvaterstuhl, und — nickte, was er dreißig Jahre früher, in der Erwartung eines so angenehmen Besuchs, gewiß nicht gethan hätte.

Die endliche Ankunft des Essens weckte ihn wieder. Er taumelte, noch halb schlaftrunken, in Elisabeths Zimmer und führte sie zur Tafel.

Hier verfuhr er nun ganz nach seiner gewöhnlichen Taktik: er behandelte, um Vertrauen zu gewinnen, seinen schönen Gast mit Achtung, und ließ sich kein unziemliches Wörtchen entschlüpfen. Er wollte, bevor er sich irgend eine Freiheit erlaubte, den Wein erst wirken lassen, und nöthigte wacker zum Trinken. Aber Elisabeth, die seinem bösen Anschlage sogleich auf die Spur kam, nippte nur, indem er selbst mit vollen Zügen trank und einige Flaschen leerte. So entging sie der Schlinge, und er selbst verwickelte sich darin: denn der Wein, der ihm in jüngern Jahren, als sein treuer Bundesgenoß, ersprießliche Dienste geleistet hatte, kehrte jetzt die Waffen gegen ihn, spannte seine Nerven ab, und versenkte ihn in eine unwiderstehliche Schläfrigkeit, die zum Theil in den Strapatzen der Reise ihren Grund hatte. Elisabeth war mit Vorsatz eine trockne Gesellschafterin, um ihn nicht zu ermun=

tern. Er gähnte daher immer häufiger und konnte die Augen kaum mehr offen erhalten.

Um den kleinen Anton zu besuchen, doch unter einem andern Vorwande, that Elisabeth, ehe noch die Mahlzeit völlig geschlossen war, einen Gang in ihr Zimmer, und versprach dem Obersten, in wenigen Minuten wieder bei ihm zu seyn. Allein sie blieb mit Bedacht eine halbe Stunde aus; und als sie zurück kam, fand sie ihn im weichen Armsessel fest eingeschlafen.

Sie hustete, schob mit Geräusch Stühle hin und her und rief seinen Namen, ohne daß er sich regte. Da kam sie schnell, wie der Blitz, auf den Einfall, ihm ein Geschenk im Schlafe zu machen, das er wachend vermuthlich ausgeschlagen haben würde. Sie holte den Knaben, der, in Betten gehüllt, ruhig schlief, legte ihn seinem Vater auf den Schooß, und band den jungen Schläfer so fest an den alten, daß er nicht herab fallen konnte. Als dieses Wagestück vollkommen glücklich gelungen war, nahm sie mit einem leisen Kuß von dem Kleinen Abschied, legte in ihrem Zimmer einen Thaler für den Wirth auf den Tisch, schlich die Treppe hinab, öffnete die unverschlossene, nur inwendig verriegelte Hausthür, und floh,

sobald sie das Städtchen hinter sich hatte, auf Kreuz- und Querwegen, wie ein flüchtiges Reh, nach der Gegend von Kosentheim.

19.

Schon dämmerte der Morgen. Das ganze Haus lag in einem tiefen Schlafe; denn als die letzte Schüssel aufgetragen wurde, erklärte Herr von Wüsthof sehr huldreich: er bedürfe nun weiter keiner Bedienung; es solle sich seinetwegen niemand von der nächtlichen Ruhe abhalten lassen; er selbst wolle vor sechs Uhr nicht geweckt seyn und sein Kutscher dürfe daher auch nicht eher anspannen.

Aber es gab andere Leute, die sich früher auf den Weg gemacht hatten. Zwischen drei und vier Uhr kam Frau von Wüsthof mit einem keuchenden Postzuge mehr geflogen als gefahren und hielt vor dem Gasthofe.

Mit dieser eilfertigen Reise hatte es folgende Bewandtniß.

Herr von Wüsthof sollte, nach dem uns bereits kundigen Befehle seiner Hausfürstin, des Abends vorher von seiner Fahrt zurück kommen. Sie erwartete ihn

schon in der neunten Stunde und ärgerte sich bis um zehn Uhr ganz mäßig über sein Ausbleiben. Nun aber stieg ihr Grimm mit jedem Viertelschlage der Thurmglocke, und gegen Mitternacht ward sie so wüthend, daß sie den ungehorsamen Uebertreter ihres Gebotes mit den Händen hätte zerreißen mögen. Ihre männlichen und weiblichen Bedienten durften nicht zu Bett gehen und wurden alle Augenblicke herbei geklingelt. „Hört Ihr noch keinen Wagen kommen?" schrie sie ihnen entgegen, und wenn sie, der Wahrheit gemäß, Nein sagten, brannten die unzarten Finger ihrer Gebieterin ihnen rechts und links ein Feuermahl auf die Backen.

„Gnädige Frau," sprach ein Bedienter, indem er seinen Kopf eiligst in Sicherheit brachte — „es fällt mir eben ein, daß der Bauer Jochim heute früh nach Kaninchenberg gegangen ist. Sollte der nicht vielleicht von dem gnädigen Herrn, der dort durchreiset, etwas gehört oder gesehen haben?" —

„Geht, Esel, und fragt ihn!" rief die zornige Strohwitwe.

Der Bediente rannte fort und erkundigte sich bei Jochim, der eben erst heim gekommen war, nach dem Obersten.

„Je, den hab' ich in Kaninchenberg gesehen!" sagte der Bauer. „Ich saß im Gasthofe bei einem Kruge Bier, da kam er gefahren, hielt an, stieg aus und scharrfüßelte freundlich um ein junges, schmuckes Weibsbild herum, das da logirte. Mehr weiß ich nicht. Ich ließ mein Bier im Stiche und machte mich hinter seinem Rücken sacht aus dem Staube; denn man darf die Herrschaften nicht sehen lassen, daß man sich etwas zu gute thut, sonst bürden sie einem gleich mehr Hofdienste auf." —

Der Bediente ging auf's Schloß zurück und berichtete, mit einziger Ausnahme der bäurischen Klugheitsregel, alles treu und pünktlich, was ihm Jochim gesagt hatte.

Frau von Wüsthof erzitterte bei seiner Relation am ganzen Leibe; ihre Augen sprühten Feuer; mit stammelnder Zunge befahl sie, so schnell als möglich anzuspannen und lief selbst in den Stall, um den Kutscher zur Eile zu treiben. Sie schob mit eigener Hand den Wagen aus dem Schuppen und warf sich hinein, ehe die Pferde vorgelegt waren.

20.

Im Gasthofe zu Kaninchenberg schlief noch Herr und Knecht und Frau und Magd, als sie dort anlangte. Sie verfehlte, beim Aussteigen, vor wilder Ungeduld den Wagentritt, fiel hin auf die Gasse, raffte sich fluchend wieder auf, schoß pfeilgeschwind ins Haus und donnernde mit beiden Händen an die verschlossene Wirthsstube. Da diese nicht augenblicklich geöffnet wurde, stürmte sie die Treppe hinan, riß die Thür des nächsten Gastzimmers auf und that, zurück prallend, einen Schrei des Entsetzens, als sie darin ihren Gemahl, mit einem Kindlein auf dem Schooße, erblickte. —

Einen Augenblick von Staunen gelähmt, betrachtete sie still und bewegungslos das schlafende Paar und die Ueberreste des Nachtschmauses: aber dann stürzte sie plötzlich, wie ein grimmiges Pantherthier, auf ihren Mann los und weckte ihn so unsanft mit Zunge und Hand, daß er vor Schrecken empor fuhr, als käme der jüngste Tag. Er riß die Augen weit auf, starrte mit einem schafsmäßigen Gesichte seine Frau, das Kind und sich selbst an und hielt sich für bezaubert.

Frau von Wüsthof begann das peinliche Verhör

mit einem rauschenden Strome von Schimpfworten, die sich, weil sie meistens der Zanksprache des gemeinen Volkes abgeborgt waren, vor gesitteten Leuten nicht sammt und sonders wiederholen lassen. „Sie alter, verbuhlter Graukopf!" hieß es unter andern: „Mit welcher liederlichen Dirne haben Sie hier unter vier Augen geschwelgt? Und wie kommen Sie zu diesem Wechselbalg?" —

„Das weiß der Himmel!" stotterte der Oberste: „Ich glaube selbst, daß es ein Wechselbalg ist, den mir der Teufel, indem ich hier schlief, in die Arme gelegt hat." —

„Ja, schieben Sie nur die Schuld auf Den!" fuhr sie ihn an: „Wer seine Missethat läugnet, sagt die Bibel, dem wird's nicht gelingen." —

Sie und er bemühten sich nun, die Schleifen und Knoten der Bänder zu lösen, mit welchen das erwachte und weinende Kind an seinen Vater gefesselt war. Während dieser Beschäftigung sah sie zwei Blätter Papier aus dem Bette des Knaben hervor blicken. Sie riß solche heraus, setzte ihre Brille auf und las mit lauter Stimme:

„Daß am zwanzigsten Juni des letztverwiche-
„nen Jahres in der hiesigen Kirche ein Knäblein,

„mit Beilegung des Namens Anton Wüst-
„hof, die heilige Taufe empfangen hat, wird
„auf Verlangen aus dem Kirchenbuche hiermit
„attestiret. Kosentheim, am Tage Johannis des
„Täufers, 17 . . . .

„Martin Herrmann, Pastor loci.“

Die Vorleserin bekam gräßliche Zuckungen, die Lippen wurden ihr blau und die in ihrem Innern kochende Wuth benahm ihr am Ende Stimme und Athem, daß sie nur unvernehmliche Töne hervorstöhnen konnte. Herr von Wüsthof warf sich zitternd und zagend in den Lehnstuhl und senkte schweigend den Kopf. Sie ging mit ausgespreitzten Händen, die den Krallen eines Raubvogels glichen, auf ihn zu und bedrohte seine Augen. Als er aber eine abwehrende Bewegung machte, kehrte sie um und griff nach dem zweiten Blatte, das von Elisabeths Hand diese Worte enthielt:

„Herr Oberster von Wüsthof, erinnern Sie sich
„noch der armen Antonie, die Sie vor beinahe
„zwei Jahren durch ein Eheversprechen täuschten?
„— Sie ist todt! — Aber sie hinterließ Ihnen
„ein Vermächtniß — diesen Knaben — er ist
„Ihr Sohn! — Handeln Sie als Vater an

„ihm und versöhnen Sie dadurch den Schatten „seiner unglücklichen Mutter!“ —

Wüsthof riß seiner Frau, als sie, mit Schaum vor dem Munde, Antoniens Namen aussprach, das Blatt aus der Hand, durchflog es mit thränenden Augen, und sein warm aufwallendes Herz sprengte plötzlich die Eisrinde, unter der es so lange geschlummert hatte. Er beugte sich über das Kind, küßte es und rief laut: „Ja, du bist mein Sohn und ich will dein Vater seyn!“ —

„Rasen Sie?“ — keuchte das wüthende Weib: „Wollen Sie sich von einer Betrügerin einen Bastard aufhängen lassen? — Fort ins Findelhaus mit ihm!“ —

„Nein, Madam!“ sagte der Oberste mit fester Stimme: „Ich war lange genug ein Ungeheuer; nun will ich ein Mensch seyn!“ —

„Ein Dummkopf!“ rief sie und griff nach dem Kinde.

„Was wollen Sie thun?“ sprach er, und drängte sie weg.

„Den Balg auf die Gasse werfen, damit ihn die Obrigkeit aufhebe!“ —

„Unmenschliches Weib,“ schrie Wüsthof, „rühre dieß Kind mit keinem Finger an, oder . . . .!“ —

Statt aller Antwort fuhr sie ihm nach den Augen. Er ergriff sie und drückte sie nieder auf einen Stuhl. Schnaubend rang sie mit ihm; er hielt sie immer fester. Sie arbeitete fürchterlich mit Händen und Füßen, ward schwarz im Gesicht, wie mit Tinte begossen, bekam Convulsionen, erstarrte dann plötzlich, und schloß, wie ein Sterbender röchelnd, die Augenlieder.

Wüsthof erschrack und stürzte fort, um den Stadtarzt rufen zu lassen.

Er kam, untersuchte den Puls und zuckte die Achseln. „Bei dieser Dame," sprach er, „wird meine Kunst nichts ausrichten. Es hat sie ein Schlagfluß getroffen." —

Alle möglichen Belebungsmittel wurden vergebens angewandt. Sie war und blieb todt.

21.

So hatte denn Wüsthof die mit ihr eingegangene Lebenswette glücklich gewonnen! Es sey ihm gegönnt, weil er nun anfing, sein Inneres mit der Fackel der Selbsterkenntniß zu beleuchten und seine Seele von dem alten Rost der Verderbtheit zu reinigen. Er

faßte den rechtlichen Vorsatz, an dem kleinen Anton die Pflichten eines Vaters in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, und zerbrach mit Entschlossenheit die Fesseln des Geizes, der ihn bisher von mancher guten That abgehalten, zu mancher bösen verleitet hatte. Den ersten Beweis seiner Befreiung von der Macht dieses Oberherrn gab er dadurch, daß er einen vertrauten Mann nach Kofentheim sandte, durch ihn Antons Pflegerin aufsuchen und ihr eine ansehnliche Summe auszahlen ließ. Auch Elisabeth, die dem Abgeordneten lachend gestand, daß sie die Person gewesen sey, die in Kaninchenberg Vater und Sohn mit einander vereiniget habe, erhielt ein Geschenk, und Antonie — einen Grabstein.

Wüsthof gab sich nicht die Ehre (wie man oft in öffentlichen Blättern liest) den Tod seiner Gemahlin in den Zeitungen bekannt zu machen. Er meldete ihn nicht einmal ihrer leiblichen Schwester, die, vermählt mit einem Herrn von Katz, in Wien lebte. Die beiden Geschwister liebten sich trotz der Gleichheit ihrer Gemüther von Hause aus nicht, wurden frühzeitig getrennt, und fragten in der Folge wenig nach einander. Als aber Herr von Goldammer gestorben war, schmeichelte Frau von Katz ihrer Schwester aus allen

Kräften, um sie einst zu beerben. Diese Hoffnung vereitelte Herr von Wüsthof durch seine Vermählung mit der Witwe. Nun trat zwischen den beiden Damen die alte Kälte wieder ein, und stieg bei der Wienerin zu einem so grimmigen Haß, daß sie ihrer Schwester einen Fehdebrief schrieb, worin sie unter andern Beleidigungen erklärte: sie schäme sich, mit ihr unter Einem Herzen gelegen zu haben. Bei diesen Umständen fand es der Oberste nicht für nöthig, den Trauerfall nach Wien zu berichten.

Allein das Gerücht übernahm seine Versäumniß, und Frau von Katz machte sich stracks auf den Weg, um ihren Erbschaftsantheil zu holen; denn sie stellte sich vor, ihre Schwester würde doch so vernünftig gewesen seyn, ihr wenigstens die Hälfte ihres Nachlasses zu vermachen.

Der Oberste ward bei der Ankunft seiner Schwägerin, die eines Abends ungemeldet in sein schwach beleuchtetes Zimmer trat, von einem fürchterlichen Schrecken befallen. Sie war ihrer verstorbenen Schwester so ähnlich, daß er im ersten Augenblick diese vor sich zu sehen glaubte. Kein Wunder, daß sich alle seine Haare empörten! Doch die Anrede der Frau von Katz zer=

streute bald seine Furcht, und es fehlte nicht viel, so hätte er sie vor Freude umarmt und geküßt.

Sie setzten sich traulich zusammen und schalten tüchtig den Tod aus. Dann ließ Frau von Katz auf Umwegen die Frage heran schleichen: ob ihre wohlselige Schwester in ihrem letzten Stündlein noch Zeit gehabt habe, ihr Haus zu bestellen.

„Das war längst geschehen;" antwortete der Oberste. „Ich habe die Ehre, Ihnen hier eine gerichtlich beglaubte Abschrift des Testaments vorzulegen." —

Frau von Katz fing die Lectüre mit einem Grazienlächeln an und endigte sie mit Furienblicken. Schon wollte sie gegen den Universalerben losbrechen; doch schnell besann sie sich eines bessern. „Wer Vögel fangen will," sprach sie zu sich selbst, „muß nicht mit Prügeln drein schlagen. Diesen Fehler beging ich bei meiner Schwester, und war eben im Begriff, ihn zu wiederholen. Nein, nein, wir wollen klüger werden! Hier ist nun einmal nichts zu erstürmen; aber durch zarte Behandlung läßt sich der Oberste vielleicht gewinnen, mich zur Erbin einzusetzen." —

So entschlossen, strich sie die Falten des Zorns aus ihrem Gesichte, und zwang ihm Anmuth und Heiterkeit auf. „Ich gratulire von Herzen;" sagte sie, das

Testament zurück gebend: „Das Vermögen meiner Schwester ist in die besten Hände gekommen.“ —

„Tausend Dank für Ihre gute Meynung, gnädige Frau!“ erwiederte der Oberste: „Aber ich versichere auf Ehre, daß mir alle Genüsse des Lebens gleichgültig geworden sind, seit ich sie mit der Seligen nicht mehr theilen kann.“ —

„Edler Mann!“ rief Frau von Katz: „Das läßt sich von Ihrem gefühlvollen Herzen nicht anders erwarten. Aber hin ist hin! Sie sollten Ihren Gram zerstreuen.“ —

„Wenn ich das könnte!“ seufzte der Oberste.

„Warum nicht?“ sagte sie: „Begleiten Sie mich nach Wien, zum Mittelpunkt der angenehmsten Vergnügungen! Unser Haus, unser Tisch — alles steht zu Ihren Diensten, und ich und mein Gemahl werden uns im Umgange mit Ihnen sehr glücklich fühlen.“ —

Er verbat diesen Vorschlag, weil er auf die Verwaltung seiner Güter ein wachsames Auge haben müsse. „Ein zweites Hinderniß,“ fuhr er fort, „ist die Kindheit meines Sohnes —“

„Sie haben einen Sohn?“ fragte sie hastig und bestürzt.

„Ein Kind der Liebe;“ war seine Antwort.

„So, so!" sprach sie etwas beruhigt. „Nun, dieser Umstand würde Sie doch wohl nicht abhalten? mit solchen Kreaturen pflegt man wenig Federlesen zu machen." —

„Jeder handelt nach seiner Weise;" erwiederte der Oberste, und ließ sich über diesen Punkt nicht weiter heraus. Frau von Katz reiste des folgenden Tages nach Wien zurück, ohne jedoch dem Vorsatz der Erbschleicherei zu entsagen.

22.

Unter der Aufsicht eines verständigen Lehrers wuchs Anton zu einem trefflichen Jüngling auf. Hell war sein Kopf, voll Gefühl sein Herz, schlank und edel seine Gestalt. Wer ihn kannte, mußte ihn lieben. Sein Vater war stolz auf ihn, und dennoch verschob er die Legitimation desselben von einem Jahre zum andern. Er hatte hierzu keinen Grund, als daß er, immer noch bisweilen in die Gewalt des Geizes zurückfallend, die Kosten scheute; denn die hochpreißliche Landesregierung ließ sich dergleichen Gnadenbriefe theuer bezahlen. Frau von Katz war mit diesem Aufschub

sehr zufrieden, und suchte sich von Zeit zu Zeit durch schmeichelhafte Zuschriften, kleine Geschenke und andere Erbschleicherkünste in gutem Andenken zu erhalten. Wüsthof erwies ihr Gegenhöflichkeiten, schlug aber alle Einladungen nach Wien aus, so oft und so dringend sie auch von Jahr zu Jahr wiederholt wurden. Herr von Katz, ein geadelter Kaufmann, besuchte deßhalb sogar seinen Schwager mehrmals persönlich, ohne dessen hartnäckigen Widerstand besiegen zu können.

Einst kam er mit einem hellen Gelächter an, und wich vor dem Obersten, der ihm entgegen ging, mit burlesken Geberden des Erstaunens zurück. „Nein, so was lebt nicht!“ rief er aus: „Eine solche Aehnlichkeit ist mir in der Welt noch nicht vorgekommen! Ich glaube wahrhaftig, Sie können Ihre Gestalt verdoppeln!“ —

Wüsthof fragte natürlich, was er denn wolle.

„Denken Sie, wie mir's geht! Ich fahre ruhig meine Straße, da kommt mir ein Mann entgegen geritten, der Ihnen auf's Haar ähnlich sieht. Indem ich ihn bemerke, ruft auch mein neben mir sitzender Bedienter: Gnädiger Herr, da kommen der Herr von Wüsthof! Ich lasse schnell halten und springe aus dem Wagen, um meinen geliebten Freund zu umar-

men. Aber der Reiter trabt rasch vorbei und wirft nur einen flüchtigen Blick auf mich. Ich laufe wie ein gehetzter Hase hinter ihm her und rufe Ihren Namen so laut, daß die Felsen umher wiederhallen. Umsonst! er sieht und hört nicht, und trottirt immer schärfer. Endlich, indem ich schon athemlos niederstürzen will, sieht er sich um, wendet das Pferd und galoppirt auf mich zu. O, Sie böser Herr von Wüsthof! sag' ich keuchend: Kennen Sie mich denn nicht mehr? — Er starrt mich mit großen Augen an und antwortet ganz mit dem Ton und Accent ihrer Sprache: Sie verkennen mich, mein Herr, — ich bin nicht der Herr von Wüsthof. — Drauf zieht er den Hut und reitet seines Weges." —

„Ich will Ihnen dieß Räthsel aufklären;" fiel der Oberste ein. „Der Mann, dessen Gestalt Sie so täuschte, war ohne Zweifel ein gewisser Erich, der vormals mit mir bei Einem Regimente diente und jetzt mein Gut Ulmenthal in Pacht hat. Wir wurden schon damals, als wir noch Kriegskameraden waren, oft mit einander verwechselt, und die Aehnlichkeit unserer Gestalten ist in der That, wie ich selbst gestehen muß, ein seltenes Naturspiel. Sogar mein eigener Sohn sah ihn einst für mich an! — Ich darf mich

zum Glück meines Ebenbildes nicht schämen. Mein Freund Erich ist einer der bravsten und edelsten Menschen, die ich kenne.“ —

Der Leser wird in der Folge sehen, warum dieses geringfügig scheinenden Vorfalls hier Erwähnung geschah.

Am folgenden Tage ließ der Oberste den Pachter Erich zum Essen einladen. Herr von Katz erkannte ihn sogleich wieder, und es ward über jenes Straßen-Abenteuer viel gelacht.

23.

Anton war damals schon zwanzig Jahre alt. Die Erzählung eilte also über einen großen Zeitraum, in welchem sich bei der Wüsthofschen Familie nichts von Bedeutung ereignete, flüchtig hinweg, um nicht durch Schleichen langweilig zu werden. Nun aber erfordern die Begebenheiten wieder einen etwas langsamern Gang und einen kleinen Rückschritt.

Erich hatte zu der Zeit, als er dem Herrn von Katz auf der Straße begegnete, den Pacht in Ulmenthal erst seit einigen Monaten angetreten. Er lebte vorher außer Landes; die Pachtsbedingungen wurden

durch Briefe abgemacht, und er traf nicht eher, als am Vorabend des Tages, an welchem er in Ulmenthal eingewiesen werden sollte, dort ein. Herr von Wüsthof verrichtete die Uebergabe des Gutes in Person. Anton, der ihm sonst bei dergleichen Gelegenheiten an die Hand ging, blieb dieß Mal wegen anderer Geschäfte zu Hause.

Als der Oberste von Ulmenthal zurück kam, war er sehr heitern Gemüths. „Alles kurz und glücklich vollbracht!“ sprach er: „Es ist eine Lust, mit einem Biedermann zu verkehren! — Ich ward mit der Uebergabe des Gutes in einigen Stunden fertig, weil sich Erich in allen Stücken auf Freundschaft, Treue und Glauben verließ. Was hab' ich nicht manchmal mit andern anziehenden Pächtern für Tänze gehabt! Sie hatten bisweilen Advokaten zu Beiständen, und da gab's über ein fehlendes Hufeisen oder ein abgestoßenes Kuhhorn weitläuftige Debatten. Nein, da lob' ich mir meinen braven Erich, an dem wir auch nebenbei einen guten Gesellschafter gewinnen. Kurz, mein Sohn, der Mann wird Dir gefallen, und es steht Dir in Ulmenthal noch eine andere angenehme Ueberraschung bevor.“ —

Er betonte die letztern Worte so stark und sah

den Jüngling so scharf dabei an, daß dieser erröthete, ohne selbst zu wissen, warum. Der Vater lächelte geheimnißvoll und erklärte sich nicht weiter.

„Eine Ueberraschung — eine angenehme Ueberraschung!“ sprach Anton für sich. „Was muß das seyn?“ — Diese Frage lag ihm beständig im Sinn; sie ging mit ihm zu Bette, sie stand mit ihm auf, und trieb ihn endlich zu Pferde. Er ritt nach Ulmenthal.

Mit gespannter Erwartung trat er in die Pachterwohnung. Er fand niemand auf der Hausflur; nur eine Harfe tönte ihm entgegen, und leitete ihn an die Thür eines Zimmers. Er blieb stehen und horchte dem Klange des Saitenspiels, das er bisher nur von musikalischen Landstreichern kratzen, aber nie so zart und geistvoll, wie hier, behandeln hörte. Es dünkte ihn ein fremdes Instrument, und er ward vom Wohllaut desselben so entzückt, daß er sich nicht entschließen konnte, an die Thür zu klopfen. Er legte das Ohr daran und sog die süßen Töne begierig ein. Bald verband sich auch eine liebliche Stimme mit ihnen und sang ein rührendes Lied. Er war nun vollends bezaubert. Nur Schade, daß die Freude nicht lange dauerte. Gesang und Harfe schwiegen; doch da

er hoffte, sie würden bald wieder laut werden, so zog er sein Ohr nicht eher zurück, bis ihm die plötzlich aufgehende Thür einen schallenden Kopfstoß versetzte.

24.

„Ach Gott!" rief ein junges, reizendes Mädchen, in einem schneeweißen Hauskleide: „Ach Gott!" was hab' ich gethan!" —

Antons Ueberraschung war jetzt größer, als sie sich der Vater gedacht haben mochte. Er stand im Anschauen der schönen Harfnerin verloren, und fühlte nicht, daß sich auf seiner Stirn ein kleiner Hügel erhob. Sie aber sah es, und klagte sich einer unverzeihlichen Uebereilung an. „Kommen Sie näher, mein Herr!" sagte sie: „Ich habe Sie verwundet, und will versuchen, Sie wieder zu heilen." —

Anton trat ins Zimmer. „Wir wollen ein altes, erprobtes Hausmittelchen anwenden;" sprach sie: „aber ich bitte, lachen Sie mich nicht darüber aus!" — Sie nöthigte ihn auf einen Stuhl, holte geschwind ein Messer, drückte sanft damit seine Beule, und bestrich sie mit Seifenbalsam. „Nun, wie ist Ihnen?"

fragte sie. „Fühlen Sie einige Linderung Ihres Schmerzens?“ —

Anton versicherte: er fühle nichts, was Schmerz heiße; es sey ihm im Gegentheil in seinem ganzen Leben noch nie so wohl gewesen, als jetzt.

„Sie scherzen;“ erwiederte sie: „Ich weiß aus Erfahrung, daß solche Kopfstöße nicht wohl thun.“ —

„Es kommt viel auf die Hand an, die sie ertheilt;“ antwortete Anton: „Und wer wollte nicht gern eine Minute krank seyn, um die Bekanntschaft eines *liebenswürdigen* Arztes zu machen?“ —

Das Mädchen erröthete und schlug die Augen nieder.

„Ueberdieß war ich selbst Schuld;“ fuhr er fort: „Wer hieß mich an der Thüre horchen! Aber man muß die Gelegenheit eines angenehmen Genusses im Fluge haschen. Hätte ich nicht unbemerkt Ihre Harfe belauscht, wer weiß, ob mir jemals das Glück geworden wäre, sie zu hören.“ —

„Warum nicht?“ entgegnete sie: „Wenn Ihnen meine Stümperei Vergnügen macht und Sie vielleicht den letzten Rest Ihrer Schmerzen darüber vergessen, so will ich Ihnen gern etwas vorklimpern.“ —

Sie nahm die Harfe; aber kaum hatte sie die Sai-

ten angeschlagen, als die Thür aufging. „Ha, mein Vater!“ rief Anton.

„Nein, es ist der meinige!“ sagte das Mädchen, und legte die Harfe bei Seite.

Anton, der sich indessen schon von seinem Irrthum überzeugt hatte, stand schamroth vom Stuhl auf.

„Du hast Gesellschaft, meine Tochter?“ sprach Erich, den Jüngling begrüßend. „Mit wem habe ich die Ehre, zu sprechen?“

Anton nannte seinen Namen.

„Ah! der Sohn meines werthen Freundes!“ rief der Pachter und reichte ihm die Hand. „Seyn Sie mir herzlich willkommen! — Aber was seh' ich? — Sie haben ja einen ganz frischen Schaden an der Stirn!“

„Ja, denken Sie, Vater!“ sprach Johanna mit einem ängstlichen Tone, „ich war durch hastiges Oeffnen der Thüre so unglücklich, den Herrn, der eben anklopfen wollte, zu verletzen.“ —

„Wildfang!“ sagte der Vater und wollte ihr einen Verweis geben; doch Anton fiel ihm schnell ins Wort, vertheidigte sie tapfer und maß sich selbst alle Schuld bei. „Wer, wie ich,“ sprach er, „leise an eine Thüre

schleicht und sich nicht meldet, der wird billig für's Horchen bestraft." —

„Nicht doch, mein junger Freund!" unterbrach ihn Erich mit ernstem Eifer: „Thun Sie sich nicht selbst Unrecht, um meine Tochter zu entschuldigen. Sie haben gewiß nicht gehorcht!" —

„Ja, ich horchte wirklich!" versetzte Anton. „Aber freilich nur auf die harmonischen Töne dieser Harfe, die ich schon von weitem vernahm." —

„Nun, das lasse ich gelten, das ist erlaubt!" rief der Pachter, und aus seinen Augen leuchtete Freude, daß der Jüngling keine so schändliche Handlung, wie das Horchen an Thüren unstreitig ist, begangen hatte.

Anton ritt bald darauf nach Hause; aber sein Herz blieb in Ulmenthal.

25.

Er lebte und webte nun in der goldnen Zeit der ersten Liebe. Die schöne Johanna, die ihn bei der zweiten oder dritten Zusammenkunft durch das leise Geständniß ihrer Gegenliebe beseligte, war sein einziger, langer Gedanke. Doch verträumte er deßhalb

nicht unthätig die Tage; er griff im Gegentheil jedes Geschäft, das ihm sein Vater auftrug, rascher und williger als jemals an, und erwarb sich dadurch seine höchste Zufriedenheit. Der alte, schlaue Herr wußte sehr wohl, aus welcher Quelle das wohlthätige Feuer floß, das seinen Sohn durchströmte; er ließ sich aber nie mit ihm darüber in Erörterungen ein, sondern hatte nur im Stillen seine Freude daran.

Erich hingegen, der in allen seinen Handlungen gerade zuging, bemerkte kaum das geheime Verständniß der jungen Leute, als er auch schon mit seiner Tochter darüber sprach. Sie bekannte freimüthig: Anton habe ihr Liebe und Treue geschworen. „Das hör' ich nicht gern!" war seine Antwort: „Der junge Mann ist brav und gut; er verdient Achtung und Liebe: aber sein Vater wird es nicht billigen, daß er mit seinem Herzen so frei schaltet und waltet. Der Alte hat gewiß höhere Plane. Er ist reich; wir sind arm: das paßt, so viel ich ihn kenne, in seinem Kopfe nicht zusammen, und Feindschaft zwischen ihm und mir wird das Ende vom Liede seyn." —

Dem erschrockenen Mädchen schossen Thränen in die Augen. „Sieh, sieh!" sagte der Vater, „das sind Vorboten! Es werden mehrere nachfolgen! Ich bin

nicht ruhig, bis ich mit Antons Vater über die Sache gesprochen habe.“ —

Johanna bat dringend um Aufschub; allein er ritt fort und entdeckte den ganzen Handel.

„Du sagst mir nichts Neues, Herr Bruder!“ sprach Wüsthof lächelnd. „Ich bin längst hinter Antons Schliche gekommen.“ —

„Schliche?“ — versetzte Erich. „Dieß Wort will mir nicht gefallen. Alle Schliche taugen nichts! — Wenn du den Umgang deines Sohnes mit meiner Tochter dafür ansiehst, so brauche deine väterliche Gewalt und untersag' ihm mein Haus!“ —

„Warum denn?“ sagte der Oberste. „Laß doch die Kinder mit einander spielen und sich ihrer flüchtigen Jugend freuen!“ —

„Mit nichten!“ sprach Erich. „Ein solches Spiel muß eine Grundlage von Ernst und Redlichkeit haben; sonst entsteht nichts Gutes daraus. Ich weiß, mein Freund, du warst in deiner Jugend in diesem Punkte ein Freidenker und scheinst es auch jetzt noch zu seyn: mir aber liegt das Wohl und Wehe meiner Tochter zu sehr am Herzen, als daß ich dem Wachsthum einer Leidenschaft gelassen zusehen könnte, die das Glück und die Ruhe ihres ganzen Lebens zerstören kann.“ —

Wüsthof ward ernst. Er dachte an Antonien und seufzte.

„Nun, was beschließest du?" fragte Erich. „Wollen wir jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist, zwischen unsere Kinder treten und sie trennen?" —

„Nein, guter Erich!" antwortete Wüsthof. „Sie scheinen für einander geschaffen, und so mögen sie denn nach ein paar Jahren in Gottes Namen Mann und Frau werden." —

„Wüsthof! ist das dein Ernst?" —

„Mein treuer, redlicher Ernst." —

„Hab Dank! Ich erwartete kaum diesen Trost von dir, du alter Ehefeind!" —

„O, wär' ichs nie gewesen!" — rief der Oberste: „Ich hätte jetzt weniger Ausgelassenheiten und Fehltritte zu bereuen. Glücklich ist der, den frühzeitig ein geliebtes Weib an Ordnung und Häuslichkeit fesselt!" —

Die Freunde umarmten sich, und nahmen noch Abrede, den Ausschlag dieser Verhandlung den Liebenden nicht zu eröffnen, damit sie sich, im Umgange mit einander, nicht allzu früh als Ehegatten betrachten möchten.

26.

Einige Tage nachher überbrachte die Post dem Herrn von Wüsthof einen neuen Einladungsbrief aus Wien. Dringender als alle seine Vorgänger, enthielt er ein weitschweifiges Verzeichniß von angeblichen Merkwürdigkeiten, die in den nächsten Tagen und Wochen dort zu sehen seyn sollten. Das Hauptstück darunter war der Einzug eines türkischen Gesandten mit einem großen Gefolge. Nach diesem Maßstabe läßt sich die Wichtigkeit der übrigen Raritäten beurtheilen. Doch waren sie alle mit einem verschwenderischen Aufwand von Beredtsamkeit geschildert, um den Obersten nach ihnen recht lüstern zu machen.

Er gab diesen Brief seinem Freunde Erich zu lesen. „Ich könnte," sprach er, „den unermüdeten Erbschleichern keinen empfindlichern Streich spielen, als wenn ich mich wirklich nach Wien auf die Reise machte, dort ein halbes Jahr auf ihre Kosten lebte und sie dennoch leeres Stroh dreschen ließe." —

„Das wär' eine gerechte Züchtigung!" sprach Erich.

„Und ich bin halb und halb dazu entschlossen;" fuhr der Oberste fort. „Der Muselmann und sein Gefolge locken mich freilich nicht, und noch weniger

die Feuerwerke im Prater und die beliebte Bärenhetze: aber ich wünschte schon seit vielen Jahren, die große Kaiserstadt zu sehen, und zwei werthe Jugendfreunde, die dort leben, vor meinem Ende noch ein Mal zu umarmen. Ich ward nur immer durch ökonomische Geschäfte daran verhindert. Doch nun ist Anton mein Stellvertreter; — im Nothfall würdest auch Du ihm mit Rath und That an die Hand gehen — und so könnte ich mir wohl eine Ausflucht erlauben.“ —

Mit bescheidenen Worten erinnerte ihn Erich an seine hohen Jahre, in deren Rücksicht eine so weite Reise manche Bedenklichkeit habe. Allein der Oberste versicherte: er fühle sich gesund und rüstig, wie ein Jüngling, und mit zwei Tag= und Nachtreisen sey der Weg nach Wien spielend zurück gelegt. Kurz, er hatte eine unwiderstehliche Reiselust und ließ sich nicht davon abrathen.

Erich ward von dunkeln Ahnungen beunruhiget und that seinem Freunde die Vorstellung: er solle doch wenigstens die schon so lange verschobene Legitimation seines Sohnes zuvor bewerkstelligen und seinen letzten Willen gerichtlich niederlegen. Aber der Oberste wollte von dem allen nichts hören. „Mit diesem langweiligen Kram,“ sprach er, „kann ich mich jetzt

nicht aufhalten; sonst verstreicht der Sommer, und ich müßte dann in einer unbequemen Jahrszeit reisen.“ — Erich wiederholte seine wohlgemeinten Ermahnungen; als aber Jener darüber beleidiget schien, so hielt er es nicht für rathsam, sich weiter den Mund zu verbrennen.

Der Oberste ließ nun ohne Verzug sein Reisegeräth in gehörigen Stand setzen, und begab sich drei Tage nachher, von einem einzigen Bedienten begleitet, auf den Weg nach Wien, wo er drei Monate zu bteiben gesonnen war.

27.

In acht und vierzig Stunden kam er wohlbehalten dort an. Herr von Katz und seine Gemahlin brachen in ein Freudengeschrei aus, als er sie so unvermuthet überraschte. Er stieg in ihrem Hause ab und ward wie ein König empfangen; denn nun glaubten sie, die köstliche Erbschaft, der sie so lange nachgetrachtet hatten, bei allen vier Zipfeln zu haben. Sie gaben ihm zu Ehren glänzende Feste, und drangen ihm auf mancherlel Art die Verbindlichkeit auf, sich ihnen wie=

der gefällig zu erweisen. Er ließ sich jeden angenehmen Genuß, den sie ihm — und oft mit nicht geringen Kosten — bereiteten, sehr gern gefallen, war aber so undankbar, ihre häufigen Anspielungen auf Erbschaft und Testament nicht zu verstehen. Sie schickten endlich einen dreijährigen Knaben (den sie an Kindes Statt angenommen hatten, nachdem sein Väter, ein Bruder des Herrn von Katz, in der schmählichsten Armuth gestorben war) an ihn ab. Der kleine Gesandte schmeichelte, der erhaltenen Instruction nach, um ihn herum, nahm eine traurige Miene an, und preßte sogar ein Thränchen aus den Augen. Wüsthof fragte, was ihm fehle. „Vater todt" — wimmerte der Knabe — „die schwarzen Männer trugen ihn fort — bin ein armes, armes Kind — ach! bitte, bitte, mach' mich reich! — will für dich beten." — Dieses eingelernte Sprüchlein fing er, wenn er damit fertig war, immer wieder von vorn an, ohne darauf eine Resolution abzuwarten. „Ei, so schweig doch endlich, du drolliger Papagei!" fiel Wüsthof lachend ein: „Dein Onkel wird dich schon reich machen!" —

Scherzend erzählte er nachher der Frau von Katz die Naivheit des Kindes. „Ueber den kleinen Bettler!" rief sie, und schlug, wie höchlich erstaunend, die Hände

zusammen. „Wer sollte sich so was denken! Es ist, als spräche Gott durch den Mund dieses Kindes; denn wahrlich, lieber Wüsthof, Sie fänden bei dieser unglücklichen Waise Gelegenheit, sich eine Stufe — doch was sag' ich eine Stufe? — eine ganze Leiter in den Himmel zu bauen.“ —

Wüsthof gab sich das Ansehen, als ob er den Bau dieser Himmelsleiter in Ueberlegung ziehen wollte. Da er aber fest entschlossen war, das Erbtheil seines Sohnes um keinen Pfennig zu schmälern, so ward ihm diese Bettelei, die täglich unter neuen Gestalten auftrat, so beschwerlich und der Aufenthalt in Wien dadurch so verhaßt, daß er früher, als er sich Anfangs vorgesetzt hatte, an die Rückreise dachte. Allein im Buche des Schicksals war ihm eine andere Straße vorgezeichnet: er sollte seine Heimath nicht wieder sehen. Eine plötzliche Krankheit überfiel ihn, als er einst bei einem Abendschmause seinem Magen zu viel geboten hatte. Er legte sich noch frisch und gesund ins Bett; als ihm aber sechs Stunden darauf Herr von Katz einen frühen Morgenbesuch abstatten wollte, fand er ihn — todt.

28.

Der Schrecken des Erbschleichers war unbeschreiblich. Er fiel sich mit beiden Händen in die Haare und raufte und zaus'te sich grausam. „Todt — mausetodt — ohne Testament zum Teufel gefahren!" — So schrie er und heulte laut. Der unbändige Schmerz wollte die Brust ihm zersprengen.

Aber plötzlich ward er still und stand fünf Minuten in tiefen Gedanken. Er sann nach, ob er nicht vielleicht dieses Unglück noch zu seinem Nutzen anwenden könnte; und sieh, da bekam er einen herrlichen Einfall. Er machte vor Freude einige Bockssprünge, hüpfte dann auf den Fußspitzen aus dem Sterbezimmer, schloß es leise hinter sich zu, weckte seine Gemahlin und hielt mit ihr unter vier Augen eine halbstündige Conferenz, von deren Resultat wir jetzt nur so viel entdecken dürfen, daß sie beschlossen: der Todesfall solle vor allen Menschen, ohne Ausnahme, ein Geheimniß bleiben, bis Herr von Katz von einer schnellen Reise, die er noch in derselben Stunde antreten wollte, zurück gekommen seyn würde. — Diese Verheimlichung schien um so leichter möglich, da Herr von Wüsthof schon vier Wochen zuvor seinen von Hause mitgenom-

menenen Lakei, wegen einer groben Vergehung, verabschiedet hatte, und sich seitdem bloß von der Livree des Herrn von Katz bedienen ließ.

Alle übrigen Vorsichtsmaßregeln stellte dieser Herr der Klugheit seiner Gemahlin anheim. Er schlich aus seinem eigenen Hause, wie ein Dieb, warf sich in einen leichten Kourierwagen, beschenkte auf jeder Station die Postillione mit Dukaten und kam auf diese Art mit geflügelten Rossen am Abend des folgenden Tages nach — Ulmenthal.

Er stürzte, wie wahnsinnig, in Erichs Haus und riß ihn aus dem Kreise seiner Familie in eine Nebenstube. „Ich bin ein Unglücksbote“ — sprach er ächzend — „Unser Wüsthof liegt in meinem Hause tödtlich krank. Er will Sie sprechen; er hat Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken; er beschwört Sie, zu ihm zu fliegen. Machen Sie sich in der größten Geschwindigkeit reisefertig und lassen Sie uns mit Ihren schnellsten Pferden bis zur nächsten Station fahren! Dann stehen schon in allen Posthäusern angeschirrte Pferde für uns bereit. Ich machte den Herweg in sechs und dreißig Stunden; der Hinweg soll uns noch weniger Zeit kosten. Um Gottes Willen, eilen Sie nur!“ —

Erich war äußerst bestürzt und es schien ihm höchst wahrscheinlich, daß Wüsthof, wenn er sich wirklich am Rande des Grabes befände, noch mancherlei mit ihm zu besprechen hätte. Er bedachte sich daher keinen Augenblick, die verlangte Eilreise zu thun, und betrieb die Anstalten dazu mit einem solchen Eifer, daß er nach einer Viertelstunde schon neben seinem Gefährten im Wagen saß.

Sie erreichten Wien in der möglichsten Zeitkürze. Herr von Katz schonte nicht seine Dukaten, um noch vor Anbruch des zweiten Tages dort anzukommen, und die Peitschen der bestochenen Postknechte setzten es durch. Schon früh um zwei Uhr waren die Reisenden am Ziel.

Ungefähr hundert Schritte von seinem Hause ließ Herr von Katz halten. „Hier wollen wir aussteigen," sprach er, „um nicht den Kranken, wenn er etwa schlafen sollte, durch das Gerassel des Wagens aufzuwecken." — Sie schlichen auf den Zehen die Treppe hinauf. Frau von Katz kam ihnen mit einem wiederholten „St! St!" entgegen. „Wie steht's mit dem Kranken?" fragten sie leise. „Er schläft;" gab sie zur Antwort und bewillkommte den Pachter sehr freundlich.

Man führte ihn in ein Zimmer. Hier ließ ihn

das Ehepaar allein, um sich an einem andern Orte zu unterreden. „Nun, wie ist's gegangen?“ fragte er. „Vollkommen glücklich!“ antwortete sie. „Seine Freunde kamen mehrmals, um ihn zu besuchen; ich war aber unerschöpflich in Ausflüchten. Den ersten Tag sagt' ich: er sey mit dir ausgegangen; den zweiten: er sey krank, wolle niemand sprechen; den dritten: er schlafe. — Kurz, es weiß oder ahnt kein Mensch seinen Tod; dafür steh' ich mit meinem Leben.“ —

29.

Zufrieden ging Herr von Katz zu seinem Reisegefährten zurück. „Herr Erich,“ sprach er mit einem betrübten Gesichte, „nun ist's nicht länger möglich, Ihnen eine erschütternde Wahrheit zu verhehlen. Unser Freund Wüsthof ist bereits seit drei Tagen todt.“ —

Erich erstarrte und gab vor Schrecken keinen Laut von sich, indem Herr von Katz die nähern Umstände des Todes — wiewohl nicht ganz aufrichtig — erzählte.

„Gott! ist's möglich?“ — rief jetzt der Pachter.

„Aber was soll ich nun hier? — Wozu das grundlose Vorgeben, daß er mich sprechen wolle?“ —

„Sehn Sie,“ sprach Herr von Katz, „als ich an jenem unglücklichen Morgen in sein Zimmer trat, rang er schon, wie gesagt, mit dem Tode; allein er war seines Verstandes und der Sprache noch mächtig und dictirte mir seinen letzten Willen, wie ich ihn hier nachgeschrieben habe. Belieben Sie dieß Blättchen zu lesen!“

Erich las:

„Alle meine Güter — mit einziger Ausnahme „des Gutes Ulmenthal — und mein gesammtes „bewegliches Vermögen an Baarschaften und Haus„geräth, vermache ich der leiblichen Schwester „meiner seligen Gemahlin, der Frau von Katz, „die ich demnach zur Universalerbin einsetze.“

Schweigend, aber mit durchbohrenden Blicken, sah Erich den Herrn von Katz an und las weiter:

„Zum Besitzer des Gutes Ulmenthal mit allem „Zugehör ernenne ich den gegenwärtigen Pachter „desselben, meinen Freund Erich; doch mit der „Bedingung, daß er dem jungen Anton Wüsthof, „der bisher fälschlich für meinen Sohn ausgege-

„ben und gehalten wurde, zu seinem Unterhalt „jährlich zweihundert Thaler auszahle, die ge„dachter Anton von den Einkünften besagten Gu„tes lebenslang erhalten soll.“ —

Erich starrte den Herrn von Katz mit glühenden Augen an. „Wie?“ — sprach er: „Sie wollen mich überreden, Wüsthof hätte diese Anordnung gemacht und noch bei Sinnen gemacht?“ —

„Bei so gesundem Verstande, wie wir;“ antwortete Katz.

„Unmöglich, durchaus unmöglich!“ rief Jener. „Hier herrscht Irrthum oder — — Kurz, die Sache ist nicht richtig!“ —

Mit eiserner Stirne und schweren Betheurungen versicherte Herr von Katz: er habe Wort für Wort niedergeschrieben, was ihm der Sterbende in die Feder gesagt habe.

„Nun, so war er wahnsinnig geworden!“ fuhr Erich auf. „Doch ich begreife nicht, warum ich mich ereifere. Dieser Zettel ist in jedem Falle ein ungültiges Stück Papier. Wüsthof ist ohne Testament gestorben.“

„Gewisser Maßen haben Sie recht!“ erwiederte

Katz: „Allein es gibt ein Mittel, seiner letzten Willensmeynung die ermangelnde gesetzliche Kraft zu geben."

„Und das wäre?" — fragte Erich gespannt.

Katz sah eilend hinaus vor die Thür, ob jemand horche, schloß und riegelte sie ängstlich zu, zog den Pachter vertraulich auf einen Sopha und begann leise: „Das Mittel, von dem ich sagte, mein theuerster Freund, ist etwas ungewöhnlich — sogar ein wenig scrupulös — aber der Zweck — wir müssen hier hauptsächlich auf den Zweck sehen — der Zweck, wenn er gut ist, heiligt die Mittel —"

„Zur Sache, mein Herr!" sprach Erich finster.

„Das Mittel, das ich meyne," — fuhr Katz fort — „haben Sie, mein Werthester, einzig und allein in der Gewalt. Es liegt in Ihrer wunderbaren Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen." —

„Hm! hm! — Doch weiter! Ich verstehe Sie noch nicht ganz." —

„Kurz und rund, mein Plan ist der: wir spielen eine Art von Komödie. Sie legen sich zu Bett, stellen sich ganz erbärmlich matt und krank, und machen vor dem Notar und den Zeugen, die ich sogleich will rufen lassen, in Wüsthofs Namen ein Testament, wie er mir's dictirte." —

Empört sprang Erich auf. „Herr! wie können Sie sich erfrechen, mich zu einem solchen Schurkenstreich aufzufordern? — Haben Sie mich nur deßhalb durch Lug und Trug dreißig Meilen weit gelockt, damit ich Sie durch ein Bubenstück, das den Galgen verdiente, bereichern soll? — Bei Gott! Sie wären es werth, daß ich Ihren schändlichen Entwurf sofort dem Kriminalgericht anzeigte!“ —

„Bester Mann, fassen Sie sich!“ bat Herr von Katz. „Sehn Sie die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte an! Wüsthof — das betheur' ich Ihnen bei Gott und allen Heiligen! — Wüsthof starb mit dem Willen, den er von mir niederschreiben ließ, und also ist ja mein Vorschlag nichts als ein unschuldiges Nothmittel, uns in den Besitz dessen zu setzen, was er uns zutheilte.“ —

„Aber, zum Teufel! warum wollten Sie denn gerade mich zu Ihrem Mitschuldigen machen? Warum erkauften Sie nicht hier den ersten besten Spitzbuben zu dieser Rolle?“ —

„O, liebes Männchen, begreifen Sie doch, daß kein anderer Mensch als Sie — wegen Ihrer frappanten Aehnlichkeit“ —

„Was Aehnlichkeit! Wozu war diese so dringend

nöthig? Kennen denn alle Notare in Wien alle Spitzbuben von Angesicht zu Angesicht?“ —

„Lassen Sie sich dienen! Um unser Testament gegen allen möglichen Verdacht sicher zu stellen und ihm den Stempel der höchsten Glaubwürdigkeit aufzudrücken, wollt’ ich Wüsthofs zwei Freunde, mit welchen er hier täglich umging, und überhaupt Persouen, die ihn gekannt haben, zu den erforderlichen Zeugen wählen.“ —

„Aha! Ich bewundere Ihre Verschlagenheit.“ —

„Nu, sehen Sie, so ginge die Sache vortrefflich! Keine Menschenseele, außer meiner Frau, weiß seinen Tod — die Nacht, die noch ein paar Stunden dauert, kommt uns zu Hülfe — wir zünden in einem großen Zimmer nur eine einzige Kerze an, denn der Kranke, heißt es, kann kein stärkeres Licht vertragen — kurz, mein Bester, ich habe alles reif überdacht. Es fehlt nur noch Ihr gütiger Entschluß, und dieser ist Ihnen selbst weit nützlicher und ersprießlicher, als uns: denn meine Frau würde in jedem Falle ihr gegründetes Erbschaftsrecht gegen den Burschen, den Anton, der wie aus den Wolken gefallen ist, glücklich ausfechten; aber Sie, mein Theuerster, Sie hätten nicht den geringsten Anspruch an das herrliche Ulmenthal, das Sie sich mit so leichter Mühe erwerben können.“ —

„Ja, ja," sprach Erich bitter, „es wär' ein ganz feines Handgeld der Hölle! — Lassen Sie mich fünf Minuten allein! Dann sollen Sie meinen Entschluß erfahren." —

Herr von Katz ging und schilderte, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, vor der Thür. Aber bald rief ihn Erich, der indessen mit sich selbst Rath gepflogen hatte, wieder in's Zimmer und erklärte sich: er sey zu der Testamentshandlung entschlossen.

Katz fiel vor Freude auf die Knie und küßte ihm die Hände.

30.

Nun ward Lärm im Hause. Herr und Frau von Katz riefen, pochten und klingelten alles, was Leben und Athem hatte, aus dem Schlafe. „Der Oberste liegt im Sterben — er will sein Testament machen!" — schrien sie händeringend und sprengten die Bedienten fort, um einen Notar und Zeugen zu holen. Diese Personen waren nach Verfluß einer Stunde beisammen. Unter den letztern befanden sich Wüsthofs Freunde. Sie eilten mit fliegenden Schritten an's

Bett, worin Erich lag. Er hatte eine Nachtmütze über die Augen gezogen und das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Sie fragten bekümmert nach seinem Zustande. Er antwortete mit schwacher Stimme: er fühle sein Ende — das Sprechen werde ihm schwer — er müsse seine letzten Athemzüge schonen, um noch testiren zu können. — Die Universalerbin drängte die Herren sanft vom Bette hinweg und bat weinend, die Kräfte des Kranken nicht zu erschöpfen. Er werde, setzte sie hinzu, nach dem Ausspruch ihres eben dagewesenen Hausarztes, den Aufgang der Sonne nicht erleben. — Ihr Gemahl rückte indessen Tische und Stühle für den Notar und die Zeugen zusammen. Sie setzten sich. Herr und Frau von Katz traten ab, und horchten im Nebenzimmer an einer dünnen Tapetenwand, durch welche sie nur eine Hand breit von dem Testirer, dessen Bett an derselben stand, getrennt waren. Daher entging ihnen kein Wort, das er sprach.

„Ich empfinde die Nähe meines Todes;" fing er an: „doch habe ich noch mein volles Bewußtseyn, und bin also im Stande, ein rechtsgültiges Testament zu machen. Herr Notarius, haben Sie die Güte, es niederzuschreiben. —

Der Notar verbeugte sich devot, tunkte die Feder ein und Erich fuhr fort:

„Alle meine Güter, Häuser, Aecker, Gärten — mit „Einem Worte: alle liegenden Gründe, deßgleichen „meine Baarschaft und sämmtliches Mobiliarvermögen, „es habe Namen, wie es wolle, eigne und hinterlasse „ich meinem leiblichen Sohne —"

Ein gewaltiges Husten im Nebenzimmer zwang ihn, ein Weilchen inne zu halten. Es legte sich wieder und er sprach fort:

„— — eigne und hinterlasse ich meinem leiblichen „Sohne, Anton Wüsthof —"

Neuer Tumult! Die Tapetenwand rauschte und wankte, umgeworfene Stühle polterten, Flüche schallten und Ohrfeigen klatschten, die Herr von Katz, als Besteller des so übel ausschlagenden Testamentes, empfing. Dem Notar entsank die Feder. Die Zeugen blickten nach der Gegend des Tummelplatzes und schüttelten die Köpfe.

Nach einer halben Minute hörte der Lärm auf und der Testator begann wieder:

„— — Anton Wüsthof, den ich hiermit zum ein„zigen Erben aller meiner Habe und Güter ernenne „und einsetze." —

Die Thür des Nebenzimmers ward jetzt von den fortstürmenden Horchern mit solcher Gewalt zugeschlagen, daß alle Wände und Fenster des Hauses bebten.

„Wuth und Rache getäuschter Hoffnung!" flüsterte der Notar mit satyrischem Lächeln den Zeugen zu, und sie nickten bejahend. „Ich habe nun nichts weiter zu verordnen;" sprach Erich. Der Notar las das Testament im Zusammenhange vor. Es ward von dem Testator für richtig erklärt und von den Zeugen unterschrieben.

Wüsthofs Freunde traten jetzt wieder ans Bett. Erich bat sie, ihn ein wenig schlummern zu lassen. Sie entfernten sich sammt dem Notar und den übrigen Zeugen und verließen das Haus, ohne von den erboßten Herrschaften, die sich unsichtbar gemacht hatten, Abschied zu nehmen.

Erich stieg aus dem Bette und war eben im Begriff, seinen Krankenhabit abzulegen, als sie beide gleich wilden Hetzhunden zur Thür herein und ihm auf den Hals fuhren. Es erhob sich ein Zwist, der äußerst heftig war, ob er gleich nur mit gedämpften Stimmen geführt wurde. Sie drohten mit augenblicklicher Verhaftung; Erich aber donnerte sie muthig zu Boden. „Ich," sprach er unter andern, „beging einen

frommen Betrug, um einen armen Jüngling zu schützen, den Sie berauben wollten. — Straft man mich dafür, so kann man doch wenigstens keine Schande auf mich wälzen: Sie aber wird wegen der Schlechtheit Ihrer Absicht Schimpf und Schade zugleich treffen." — Diese kräftige Vorhaltung wirkte so stark, daß sie ihn am Ende um Schonung und Verschwiegenheit baten.

Er fragte nun nach Wüsthofs Leiche. Sie lag im Nebengemach. Er eilte dahin, betrachtete sie weinend, und trug sie mit Hülfe des Herrn von Katz durch eine Tapetenthür in's Testamentszimmer, um dadurch einer möglichen Entdeckung der wahren Geschichte vorzubeugen.

Sie blieb verborgen. Der Oberste ward prachtvoll begraben. Mit dem Testament in der Tasche, reiste Erich dann heim. Anton betrauerte innig seinen Vater. Ein Jahr nachher ward Johanne seine Gattin. Aber noch früher nahm er seine gute, alte Pflegemutter in sein Haus, und vergalt ihr dankbar Liebe mit Liebe bis an ihren Tod.

XI.

Das Hagestolzengericht.

Es war Cabinets-Vortrag bei Sr. Erlaucht, dem regierenden Reichsgrafen von Dohlenburg. Mit leisen, vorsichtigen Schritten ging er an den Wänden des Zimmers herum und — haschte Fliegen, indem sein Minister des Innern, der Landrath Schlangenkron, mit einer fatalen, eintönigen, schnarrenden Stimme die eingelaufenen Berichte, Klagen und Bittschriften referirte. Der Graf war mit seiner Jagd (worin er, ohne es selbst zu wissen, dem Kaiser Domitian nachahmte,) zu eifrig beschäftiget, als daß er sich davon hätte abmüßigen können, um auf das langweilige, seit vielen Jahren gewohnte Geplärr seines Ministers zu hören. Er ward immer erst aufmerksam darauf, wenn sich der Schall desselben verlor: — so wie schlafende

Müller erwachen, wenn die Mühle plötzlich in ihrem tosenden Gange gehemmt wird. — Jene Windstille, die von Zeit zu Zeit eintrat, erinnerte den Grafen, daß ein Vortrag mit unterthänigem Gutachten geschlossen sey und seine hohe Resolution darüber erwartet werde. „Recht gut so!" sprach er dann: „Alles nach Ihrer Einsicht, lieber Schlangenkron!" —

Auf so bequeme Art hatte er schon zehn Sachen entschieden, und bei dieser Indolenz wenig gewagt, weil es lauter Lappalien waren. „Genug für heute!" rief er jetzt in einem etwas mißlaunigen Tone und warf sich in seinen Audienzstuhl. „Klagen," — fuhr er seufzend fort — „nichts als Klagen! — Bittschriften, nichts als Bittschriften! — so muß ich leider mit Lessings Prinzen*) ausrufen! Und was nützt sie am Ende, die eherne Geduld, mit welcher ich einen Tag wie den andern mir vortragen lasse? — Ich finde nicht, daß mein Land dadurch blühender wird, oder daß meine Einkünfte steigen. Im Gegentheil sind beide im Sinken. Sagen Sie, Herr Schlangenkron, was ist davon die Ursache?" —

„Ew. Erlaucht halten mir zu Gnaden," entgegnete

---

*) In der Emilia Galotti.

der Landrath: „diese Frage ist unbeantworlich; denn es läßt sich von einer Sache, die nicht existirt, kein Grund angeben. — Ich betheure bei Pflicht und Gewissen, daß ich nirgends einen sinkenden Zustand bemerke. Die ganze Grafschaft steht im höchsten Flor!“ —

„Schmeicheln Sie nicht!“ erwiederte der Graf. „Es ist durchaus nicht alles so, wie es meine landesväterlichen Wünsche und Sorgen erheischen. Mich beunruhiget besonders ein auffallender Mangel an Bevölkerung. Wie todt ist meine Residenz! Ich stehe halbe Stunden lang am Fenster, ohne einen Menschen zu sehen. Nur dann und wann schleicht ein unsauberer Pfahlbürger, der finster aus seinem zerlöcherten Mantel blickt oder ein altes Weib in Lumpen vorüber. Lese und höre ich dagegen von der munter sich drängenden Volksmenge in London und Paris, so glaub' ich in einer Wüste zu leben.“ —

„Lassen Sie sich das nicht befremden, gnädiger Herr!“ fiel der Landrath ein: „In jenen Städten wimmelt es von müßigen Pflastertretern, die nichts als Unfug treiben und dem Staate zur Last fallen. Hier aber wohnt ein stilles, arbeitsames Völkchen, das ruhig in seinen Häusern bleibt und mit seinen Händen etwas Nützliches schafft.“ —

„Wohl wahr;" sprach der Graf: „doch befriedigt mich das nicht ganz. Die Abnahme der Volksmenge in meinem Lande, besonders in der hiesigen Stadt, springt in die Augen. Ich erwarte daher von Ihnen, Herr Schlangenkron, in den nächsten Tagen einen gutachtlichen Vorschlag, wie diesem Uebel abzuhelfen seyn möchte." —

Ein Wink mit der Hand entließ den Landrath. Er empfahl sich.

„Wieder ein neues Hirngespinnst!" murrte er die Treppe hinab; und er hatte wohl Ursache dazu. Er ward für seine fünfhundert Thälerchen Jahrgehalt mit solchen unnützen Aufträgen unaufhörlich überladen, und dieß verdroß ihn um so mehr, da ein gewisser Herr von Dampf, der am gräflichen Hofe alles in allem galt, für tausend Thaler Besoldung nichts zu thun hatte, als mit dem Grafen spazieren zu fahren, mit ihm Tarock zu spielen und bei feierlichen Ceremonientafeln den Dienst eines Kammerherrn zu verrichten. Dieser Herr von Dampf war es denn auch, der dem Grafen — wenn er ihn gerade mit nichts anderm zu unterhalten wußte — dergleichen abenteuerliche Grillen und Einfälle in den Kopf setzte, die dem Landrathe nachher so viel zu schaffen machten, weil er die dar-

über erforderten Gutachten nicht mündlich erstatten durfte, sondern mit der größten Ausführlichkeit in Schriften einreichen mußte. Er war aus diesen und mehrern Ursachen dem Kammerherrn spinnefeind.

Der Graf hatte, bei etwas beschränktem Verstande, viel gute Seiten, und nur den einzigen possierlichen Fehler, daß er sich durchaus zu einem Fürsten hinauf schrauben wollte, ungeachtet er ein so kleiner Regent war, daß einst ein Witzbold von ihm sagte: „Wenn er nies't, so hört es sein ganzes Land und ruft: Prosit!" —

Sein eitles Monarchenspiel veranlaßte ihn zu mancher Lächerlichkeit. Einst wollte er sein Städtlein und die dazu gehörigen paar Dörfer zu einem geschlossenen Handelsstaate (nach der Lehre eines berühmten Gelehrten) bilden, und untersagte seinen Unterthanen jeden Kauf= und Tausch=Verkehr mit den benachbarten Dörfern und allen Ländern der ganzen Welt. Ein anderes Mal brachte er eine Armee von fünfzehn Mann auf die Beine, und hätte gern einen Krieg angefangen, wäre ihm nur irgend ein Fürst bekannt gewesen, von dem er hätte hoffen können, daß er sich mit zwölf Mann Infanterie und drei Mann Kavallerie würde bezwingen lassen. Anderer Riesengedanken von ähn=

lichem Schlage, die ein eigenes Büchlein verdienten, hier zu geschweigen.

Niemand lachte im Stillen mehr darüber als der Landrath, ein schlaues und hämisches Männchen. Wollte er aber sein Amt nicht verlieren, so mußte er sich gegen den Grafen alles Widerspruchs enthalten und das Feld der ernsthaften Posse mit bearbeiten helfen.

Grämlich warf er sich jetzt an sein Pult und sann über das ihm aufgegebene Thema nach; aber schon nach fünf Minuten rief er: „Gefunden, gefunden!“ und klopfte freudig in die Hände. Er hatte einen goldnen Einfall, mit Einer Klatsche zwei Fliegen zu schlagen; das heißt: den Grafen zu befriedigen und zugleich dem Kammerherrn einen Rank zu spielen. Die Feder flog nun rasch auf dem Papiere, und nach einer Stunde überreichte er dem Grafen einen Aufsatz, wovon wir hier nur einen kurzen Auszug geben wollen.

„Eine Hauptquelle der abnehmenden Bevölke„rung“ — schrieb er — „ist die immer mehr „um sich greifende Ehelosigkeit. Das sahen schon „vor alten Zeiten die Lacedämonier ein, und die „Hagestolzen hatten daher bei ihnen einen harten „Stand. Jährlich, an einem bestimmten Tage,

„wurden sie öffentlich, wie Opferthiere, um einen „Altar geführt und von Weibern und Jungfrauen „mit Ohrfeigen gezüchtiget. Diese Sitte sollte „man jetzt in der Welt wieder einführen, um „die Bevölkerung zu vermehren; denn jede Manns- „person würde heirathen, um nicht die Strafe „der Hagestolzen zu dulden.“ —

„Ein guter Gedanke!“ sprach der Graf. „Wir wollen so ein Hagestolzengericht öffentlich hegen.“ —

„Wann befehlen Ew. Erlaucht?“ fragte der Landrath.

„Sobald als möglich, lieber Schlangenkron!“ —

„Sehr wohl, gnädiger Herr! Die Anstalten erfordern jedoch einige Zeit; denn Ew. Erlaucht geruhen doch wohl, diese Feierlichkeit durch eine Proclamation in den Zeitungen vorher bekannt machen zu lassen?“ —

„Ei, das versteht sich, mein guter Landrath! Ich will vor ganz Deutschland den Ruhm haben, daß ich das erste regierende Haupt bin, das auf eine so genialische Art die Bevölkerung seiner Staaten befördert.“ —

Schlangenkron hatte gewonnenes Spiel. Das Hagestolzengericht war auf den ehelosen Kammerherrn ge-

münzt, der sich, außer den schon angeführten Ursachen, diese Rache dadurch zuzog, daß er einst dem Grafen einige scandalöse Geschichten aus der Hauschronik des Landraths erzählte, der unter dem Pantoffel einer bösen Frau stand, und bisweilen von ihr behandelt wurde, wie die Hagestolzen zu Lacedämon von ihren Mitbürgerinnen. Der Graf zog ihn scherzend damit auf, und er knirschte vor Wuth gegen den Klätscher, den er bald errieth, und nun auf gleiche Art bestraft zu sehen wünschte. Sein Rachplan ging noch weiter. Er wollte sogar den Kammerherrn, den er um seine Unabhängigkeit von weiblicher Herrschaft und Tyrannei beneidete, unter dieß eiserne Joch bringen; und hierzu war wirklich Hoffnung vorhanden.

Herr von Dampf befand sich erst ein Jahr und wenige Monate am gräflichen Hofe. Als er, schon über den Johannistag seines Lebens hinaus, dahin kam, lebte er Anfangs mit dem Landrath in gutem Vernehmen, und hatte einst, bei einer Flasche Wein, die unglückliche Offenherzigkeit, ihm mancherlei Fata seiner zuvor in verschiedenen Ländern geführten irrenden Ritterschaft zu entdecken. Unter andern beichtete er lachend: er habe in einer gewissen Stadt, die er nannte, eine ziemlich bejahrte, aber sehr reiche Braut

im Stiche gelassen, und sey bei Nacht und Nebel geflüchtet, um von ihr loszukommen, weil ihn ihre unverträgliche Gemüthsart mit einer Hölle auf Erden bedroht habe. Er trieb seine unkluge Aufrichtigkeit so weit, den Namen dieser Person — es war ein Fräulein Veronika von Drachenfels — zu nennen, und schloß sein Geschichtchen mit dem Ausruf: „Wehe mir, wenn sie meinen Aufenthalt wüßte! Ich hätte sie wie ein Donnerwetter auf dem Halse!“ —

Der Landrath hatte die schöne Gewohnheit, alle erlauschte geheime Anekdoten, die jeder ihm bekannten Person nicht zur Ehre gereichten, sorgfältig aufzuzeichnen, um sich derselben gelegentlich zu seinem Vortheile zu bedienen. Dieses giftige Buch, das man nach seinem Tode in einem verborgenen Fache seines Schreibtisches fand, führte den Titel: **Mein Zeughaus**, weil er sich daraus, nach Gelegenheit der Umstände, mit Angriffs- oder Vertheidigungswaffen rüstete. Er ließ denn auch damals, als ihm Herr von Dampf seine Brautflucht gestand, dieses Histörchen nicht auf die Erde fallen, sondern trug es, wie ein brauchbares Stück Eisen, das einst zu einem Schwerte geschliffen werden konnte, in sein Arsenal, und holte es jetzt wieder hervor, um damit gegen den Kammer-

herrn feindlich zu Felde zu ziehen. Er schrieb an Fräulein Drachenfels, verrieth ihr den Aufenthalt des Flüchtlings, und forderte sie auf, sich vor dem Hagenstolzengerichte persönlich zu stellen und dem Treulosen sein Recht anzuthun. Damit er aber nicht etwa vorher, wenn er Wind davon bekäme, wieder entwischen möchte, so gab Schlangenkron dem Fräulein den Rath, keinen voreiligen Lärm zu machen, sondern geheim und im strengsten Incognito anzukommen, und das Absteigequartier in seinem Hause zu nehmen.

Auf diesen Judasbrief erhielt er mit umgehender Post eine sehr verbindliche Antwort. Das Fräulein schrieb: sie werde unfehlbar zu rechter Zeit und Stunde erscheinen.

Indessen erfuhr der Kammerherr aus dem Munde des Grafen, daß nächstens ein hochnothpeinliches Halsgericht über die Hagestolzen des Landes gehalten werden sollte. Da er, wie bekannt, zu dieser Klasse gehörte, so erschrack er nicht wenig, und bot alle seine Beredtsamkeit auf, um die Sache zu hintertreiben. Allein der Graf antwortete: sie müsse schlechterdings ihren Fortgang haben, weil der Ausruf des Gerichts schon unter der Presse sey, und nächstens in der Zeitung des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten

ten und in mehrern solchen Blättern zu lesen seyn werde. Herr von Dampf bat nun, ihm wenigstens in Gnaden zu erlauben, daß er an dem Gerichtstage verreisen dürfe; doch auch dieses Gesuch ward abgeschlagen. „Das hieße das Recht beugen!“ sagte der Graf: „In meinem Lande müssen sich Hohe und Niedere den Gesetzen unterwerfen, und ich befehle Ihnen, bei Vermeidung meiner höchsten Ungnade und Verlust Ihres Postens, sich vor dem Gerichte zu stellen.“ —

Der Kammerherr schwieg. Er wußte vor Angst nicht, was er beginnen sollte. Schon war er im Begriff, in einen sauren Apfel zu beißen und seinen Widersacher, den Landrath, als den Oberrichter der Grafschaft, um Rath und Hülfe zu bitten. Da wäre er denn gerade vor die rechte Schmiede gekommen! Er ging bereits auf Schlangenkrons Haus zu; doch plötzlich überfiel ihn ein Schauder vor dem Manne, dessen Arglist er schon bei vielen Gelegenheiten kennen gelernt hatte. Eilig kehrte er nun wieder um und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß kein Frauenzimmer so kühn seyn werde, ihm, dem ersten Mann im Lande und Favoriten des regierenden Herrn, unter

freiem Himmel das Kapitel zu lesen oder gar einen Backenstreich zu versetzen.

Der ungetreue Theseus dachte freilich auch jetzt an seine verlassene Ariadne und stellte sich mit Grausen vor, wie traurig es ihm ergehen würde, wenn sie ihn, unter dem Schutz der Gesetze, koranzen dürfte, und er, wie ein Opferlamm, still halten müßte: dieses furchtbare Bild, das sich seine Fantasie mit allen Farben des Schreckens ausmalte, verlor jedoch dadurch viel von seiner Gräßlichkeit, daß er in dem dunkeln Erdenwinkel, wo er sich jetzt befand, völlig sicher zu seyn glaubte. Armer Mann! indem dich dieser leidige Trost in den Schlummer der Sorglosigkeit wiegte, war deine Veronika schon unter Weges, um dich mit Blitz und Donner zu wecken! —

Sie kam in der Nacht vor dem Gerichtstage im Städtlein an und stieg bei dem Landrath ab.

Der Himmel — wo, der Sage nach, die Ehen geschlossen werden und also die Hagestolzen wahrscheinlich nicht wohl angeschrieben stehen — begünstigte den Tag, an welchem einige von ihnen exemplarisch gestraft werden sollten, mit dem heitersten Wetter. Die Hegung des Gerichts konnte daher im Freien Statt finden. Der Graf ließ seinen Thron — denn er

hatte wirklich einen so stattlichen Audienzsessel, daß man ihn mit diesem Namen beehren konnte — aus dem Schlosse heraustragen und vor der Pforte desselben aufstellen. Die ganze Volksmenge der Residenz war auf den Beinen, bewunderte diese Anstalten und wartete neugierig der Dinge, die da kommen sollten.

Gegen Mittag geruhte der Graf, sich aus seiner Burg zu erheben und auf den Thron niederzulassen. Der Landrath und der Kammerherr waren in seinem Gefolge. Mit einer lauernden Miene setzte sich Schlangenkron, an der linken Seite des Grafen, auf einen für ihn bestimmten Sessel. Herr von Dampf aber mußte vor den Stufen des Thrones stehen bleiben, weil der boshafte Landrath dem Grafen in den Kopf gesetzt hatte, es gebühre dem Kammerherrn, als einem in der Untersuchung befangenen Hagestolzen, auf dem Gerichtsplatze kein Stuhl. — Die Hinterseite des Thrones umgab ein Halbmond der angesehensten Personen des Städtchens, die sämmtlich verheirathet waren und also das Licht nicht scheuen durften. Es waren überhaupt in der gräflichen Residenz nur zwei oder drei Hagestolzen seßhaft und diese hatten sich in der Nacht vorher aus dem Staube gemacht. Der unglückliche Kammerherr war also in der ganzen hier zusammen

geströmten Volksmasse der Einzige, dem das Herz wie ein Hammer schlug.

Der Graf winkte, daß die Feierlichkeit anfangen sollte. Es erschallten Trompeten, und ein Herold rief aus:

„Demnach Ihro Erlaucht, der regierende Reichs-„graf von Dohlenburg, in der landesväterlichen „Absicht, die Bevölkerung des Reichs zu vermeh-„ren, in Gnaden beschlossen haben, die in hiesi-„ger Haupt- und Residenzstadt wohnenden Veräch-„ter des Ehestandes, Hagestolzen genannt, nach „dem alten, rühmlichen Beispiele der Lacedämo-„nier, vor Gericht zu fordern und das Strafamt „gegen sie den ehrsamen Frauen und Jungfrauen „zu übertragen: als werden hiermit sämmtliche „Hagestolzen dieses Orts, so lange gegenwärtige „Gerichtssitzung dauert, für vogelfrei erklärt."

Dem Kammerherrn schlotterten bei dieser Proclamation die Knie, und er schielte furchtsam über die Achsel, ob sich etwa die Frau Bürgermeisterin (die auf dem rechten Flügel des Halbmondes an der äußersten Spitze stand) zu einem Signalstreiche gegen ihn rüste. Aber, indem er dahin blickte und die fromme Miene

des runden Weibleins ihn ziemlich beruhigte, stürzte von der andern Seite Veronika, mit zornigen Feueraugen und schlagfertig erhobener Hand, auf den Gerichtsplatz. „Sieh da, Herr von Dampf!" schrie sie, und ihm war in diesem Augenlicke nicht anders, als bräche das Gewölbe des Himmels über ihm ein. Er warf sich vor Angst auf beide Knie und flehte mit einem Jammergesichte, das Zärtlichkeit ausdrücken sollte, um Schonung. „Gnade, Gnade, holde Veronika!" rief er: „Ich bin auf der Stelle bereit, mit Ihnen zum Altar zu gehen!" —

Sie goß ihm eine Fluth von Vorwürfen über den Kopf; ihre rechte Hand schwebte drohend über ihm; und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Graf, der eine Weile mit ruhigem Lächeln auf den Büßenden im Staube herab sah, noch endlich geruht hätte, ein versöhnendes Wort fallen zu lassen und sich für die unverzügliche Haltung des erneuten Ehegelübdes selbst zu verbürgen. Veronika nahm diese hohe Vermittelung ohne langes Bedenken an. Der Landrath war unzufrieden, daß es keine Ohrfeigen setzte. Er zupfte das Fräulein von hinten am Kleide, um sie von der Begnadigung des Sünders abzumahnen; sie

hob ihn aber dennoch von der Erde auf und ließ ihn zum Handkuß.

Der gutmüthige Graf freute sich über den friedlichen Ausgang dieser Geschichte, ungeachtet die künftigen Ehegatten, in Ansehung ihrer Jahre, wenig Hoffnung gaben, Mehrer des Reichs zu werden. Da übrigens weiter keine Hagestolzen zu verurtheilen waren, so ging das Gericht aus einander.

Schlangenkrons Absicht, dem Kammerherrn wehe zu thun, mißglückte ganz und schlug im Gegentheil zum Vortheil desselben aus. Er ward drei Monate nach seiner Vermählung — Witwer und that dadurch eine beträchtliche Erbschaft. Als nun im folgenden Jahre das Hagestolzengericht wieder gehalten wurde, saß er ruhig dabei und war sicher vor Schlägen, die sein Feind nach wie vor zu Hause bekam.

XII.

Die Zeche.

„Schweigen Sie, Graf!“ rief die schöne Klara: „Ich verzeih' es Ihnen nun einmal nicht, daß Sie dem Prinzen bei seinen nächtlichen Orgien an die Hand geben! — O, wie beklag' ich die arme, unglückliche Prinzessin! — Ihre zahllosen Thränen klagen auch Sie an, Herr Graf! Sie vermögen über den wilden Prinzen so viel; Sie könnten ihn von Ausschweifungen ablenken, könnten ihn seiner Gemahlin zurück geben: aber nein, das Gegentheil geschieht! — Gehen Sie, ich zürne ernstlich auf Sie, und unser Bündniß ist aufgelöset, wenn Sie nicht von jetzt an Ihr Möglichstes thun, die Prinzessin zu beruhigen.“ —

Rochester versprach es der geliebten Klara. Sie war Hofdame und vertraute Freundin der Gemahlin

Heinrichs des vierten, der als Kronprinz von England mit den ausgelassensten Wüstlingen der Hauptstadt ganze Tage und Nächte durchschwärmte. Rochester fühlte wohl, daß der Auftrag, ihn im Zügel zu halten, kein leichtes Geschäft sey; doch die Liebe gab ihm Muth und guten Willen. Er wollte wenigstens einen Versuch machen, den königlichen Wildfang bei einer nächtlichen Streiferei in eine unangenehme Lage zu verwickeln, und ihm dadurch dergleichen Belustigungen zu verleiden.

Es lebte damals in London ein Gastwirth, Namens Staff, der die Gabe hatte, allen Menschen derb und trocken die Wahrheit zu sagen. Dieser Mann schien völlig dazu geschickt, dem Prinzen eine Lection zu geben. Rochester war mit ihm in einem weitläuftigen Grade verwandt; doch kannten sie einander nicht von Person. Staff hatte sich viel in der Welt umher getrieben, zuletzt ein Kaperschiff geführt, aber bei allen seinen Unternehmungen so wenig gewonnen, daß er nun nichts, als eine Gastwirthschaft besaß, die nur von Schiffern und andern solchen Kunden in Nahrung gesetzt wurde. Rochester fand keinen Beruf, seinen Herrn Vetter in dieser Kneipe aufzusuchen, und Staff ließ sich nicht gern von vornehmen Leuten über die

Achsel ansehen. So blieben sie immer weit von einander. Doch hatte der Graf, dem kein hübsches Mädchengesicht in London entging, durch seine Spione in Erfahrung gebracht, daß Staff eine junge Nichte bei sich habe, die gerade nicht ausgezeichnet schön, aber sehr niedlich und artig sey. Rochester rühmte sie dem Prinzen und lockte ihn eines Abends damit in Staffs Herberge.

Sie waren beide als Matrosen verkleidet, und schienen also ganz gewöhnliche Gäste. Aber sie fanden einen Bekannten. Es war ein Page des Prinzen, der, in Betty verliebt, sich für einen italiänischen Sprachmeister ausgegeben hatte, um sie in den Lehrstunden unter vier Augen sprechen zu können; denn zu anderer Zeit waren ihm der Herr Onkel und andere Menschen im Wege. Da William — dieß war der Name des Pagen — täglich Bootsleute in Staffs Hause aus und ein gehen sah, so fielen ihm die verkleideten Herren nicht auf, und er würdigte sie kaum eines Blicks. Allein der Graf zog ihn bei Seite, entdeckte sich und befahl ihm im Namen des Prinzen, sie nicht zu verrathen, sich aber übrigens keinen Zwang anzuthun. Der Page erschrack und gestand nun selbst: er gelte hier für einen welschen Sprachmeister, und wünsche

ebenfalls sehr, nicht entlarvt zu werden. Rochester versprach ihm Verschwiegenheit, und fand es lustig, daß auf diese Art ein Schwert das andere in der Scheide halte.

Indessen beorderte Heinrich den Wirth, seinen besten Wein aufzutischen.

„Hast du auch Geld, Bursche?" fragte dieser.

„Ho, ho! es hätte nicht Platz in deinem Bauche, so dick er auch ist!" sagte der Prinz.

„Windmichel!" brummte Staff und ging in den Keller.

Es ward tüchtig gebechert. Heinrich lud den Wirth zum Mitzechen ein. „Auf Eure Kosten!" sprach Staff. „Es gilt!" versetzte der Prinz. Die drei Herren brachen nun einer Flasche nach der andern den Hals. Der Sprachmeister hielt sich so weit als möglich vom Tisch entfernt. Er flüsterte im dunkeln Hintergrunde der Stube mit seiner Schülerin. Aber der Prinz störte ihn oft. Er verließ den Zechtisch und liebkosete das Mädchen. William wollte vor Eifersucht bersten.

„Gefällt dir das Mädel?" — rief Staff. „Je nun, wenn du so viel Geld hast, als du vorhin prahltest, so magst du sie freien!" —

„Hörst du, schöne Betty, was der Alte spricht?“ fragte der Prinz. „Könntest du mich wohl leiden?“— Das Mädchen zupfte an der Schürze und schlug erröthend die Augen nieder.

„Nu, nu, mach' nicht etwa Ernst, junger Fant!“ sagte Staff. „Meine Betty ist in keinem Fall ein Bissen für deinen Schnabel! Sie würde bei Hofe glänzen, wenn sich ihr Onkel Rochester ein Bißchen um sie bekümmerte.“ —

„Rochester?“ — fragte der Prinz, indem der Graf bestürzt das Gesicht wegwandte.

„Ja, ja, Rochester!“ sprach Staff. „Ihre Mutter stammte aus dieser Familie und war mit meinem leiblichen Bruder verheirathet. Wir waren von Haus aus keine Lumpen, ich und mein Bruder, das kannst du glauben!“ —

„Was ist denn der Rochester für ein Mann?“ fragte Heinrich.

„Kennt ihn Gott nicht besser, als ich — und das möcht' ich beinahe glauben — so steht's übel mit ihm!“ erwiederte Staff. „Ich bücke mich nicht gern vor großen Hansen; drum hab' ich seine Bekanntschaft nie gesucht.“ —

„Aber man hört doch von solchen Herren sprechen;“ sagte der Prinz, den Grafen neckend.

„Freilich hört man nur selten was Gutes!“ antwortete der vormalige Korsar. „Wär' alles gegründet, was die Leute sagen, so hätte der Rochester kein gutes Haar. Nun, das ist wenigstens gewiß, wer eine hübsche Frau oder Tochter im Hause hat, der sieht ihn nicht gern über die Schwelle kommen.“ —

„Man thut ihm wahrscheinlich zu viel!“ fiel der Graf entschlossen ein. „Er muß doch ausgezeichnete Tugenden besitzen, da ihn, wie ich höre, der Prinz von Wallis seines Umgangs würdigt.“ —

„Da trefft Ihr recht in's Schwarze!“ rief Staff, und lachte, daß ihm der Bauch schütterte. „Gleich und gleich gesellt sich gern!“ —

„Das ist's ja eben, was ich sage!“ fuhr der Graf rachlustig fort. „Der Prinz ist doch ohne Zweifel ein Spiegel der Jugend von ganz England.“ —

„Ha, ha, ha! Ihr sprecht, als wär't Ihr erst heute geboren! Der Prinz ein Spiegel? Ja, — für Fastnachtsnarren, Trunkenbolde, Wollüstlinge und ander solches unnützes Volk! Wär' ich nur der König, ich wollte diesen angelaufenen Spiegel aller Taugenichtse

bald wieder blank putzen!" — Er machte bei den letztern Worten mit geballter Hand die Geberde des Schlagens.

Heinrich schlich vom Tisch hinweg, und entschädigte sich für den Schmerz seiner Ohren auf Betty's Lippen.

Rochester lenkte jetzt das Gespräch, das ihm nun doch zu ernsthaft ward, auf einen andern Gegenstand. Das Bacchanal dauerte indessen lebhaft fort. Der Graf zog es mit Willen in die Länge, und forderte Wein über Wein, wovon der alte Seeräuber den größten Theil zu sich nahm. Heinrich trieb nicht zum Aufbruch. Die Tändeleien mit Betty unterhielten ihn so angenehm, daß er keinen Augenblick lange Weile hatte. Der Wirth sah dabei durch die Finger, weil die Gäste so viel aufgehen ließen. William konnte vor Eifersucht den Weg aus dem Hause nicht finden. Doch wich er, wenn der Prinz vom Tisch aufstand, um die in der Ferne strickende Betty zu besuchen, sogleich von ihrer Seite und ging verdrießlich in ein Kabinet, wo er an einem Fensterchen lauschte und sich vor Aerger die Nägel zerbiß.

So brach der Tag an. Der Wirth machte jetzt die Weinrechnung. Indessen ging Rochester einen Gang hinaus vor die Thür und — kam nicht wieder.

Er ward bald vermißt. „Ein feiner Gast!“ sagte Staff. „Er nimmt Abschied hinter der Thüre! — — Hat er dir denn aufgetragen, seine Zeche für ihn zu bezahlen?“ —

„Nein,“ sagte Heinrich. „Ich hab' im Gegentheil auf ihn gerechnet.“ —

„Nun, das klingt tröstlich!“ rief der Wirth. „Doch du hast ja so viel Geld, wie du vorhin sagtest. Thu also den Beutel auf und bezahle! Der ganze Bettel macht drei und eine halbe Guinee.“ —

Der Prinz griff maschinenmäßig in seinen Taschen herum, ob er gleich voraus wußte, daß kein Pfennig darin zu finden war. Er trug bei solchen Nachtwanderungen niemals Geld bei sich. Rochester führte die Kasse und war jetzt damit entwichen.

„Wie lange wird's?“ brummte Staff. „Hier ist die Rechnung. Drei und eine halbe Guinee!“ —

Heinrich bat, ihm einige Stunden Kredit zu geben. „Nicht eine Minute, du kahle Schiffsratze!“ fuhr Staff ihn an und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Zahlung oder Arrest! Du kommst nicht anders von der Stelle!“ —

Der Prinz besann sich jetzt, daß er eine goldne, mit

Edelsteinen besetzte Uhr bei sich hatte. Er bot sie zum Pfande.

„Alle Wetter!" schrie Staff. „Wie kommst du zu einem solchen Kleinod?"

Heinrich stockte bei seiner Verantwortung. Der Wirth hielt ihn für einen Dieb, packte ihn beim Kragen, schleppte ihn in eine Kammer, legte ein Vorlegeschloß vor, und lief fort, um die Uhr von einem Juwelier schätzen und den verdächtigen Matrosen arretiren zu lassen.

Als er fort war, bat der Gefangene die kleine Betty um Mitleiden und Freiheit. Ihr Herz brach; aber sie war zu kraftlos, seinen Kerker zu sprengen. Zum Glück war der Sprachmeister noch da. Er setzte seine Eifersucht bei Seite, schlug das Vorlegeschloß mit einer Axt herunter und der Prinz entsprang.

Während der Zeit ging Staff zu einem Juwelier und zeigte ihm die Uhr. Er schätzte sie auf hundert Guineen, und nannte ihm den Meister, der sie, nach dem darauf eingegrabenen Zeichen, verfertiget hatte. Der Gastwirth eilte zu demselben, ungeachtet er fast eine deutsche Meile entfernt wohnte. „Kennen Sie diese Uhr?" fragte Staff. „Sehr gut!" antwortete der Künstler: „Sie gehört dem Prinzen von Wallis."

— Der Gastwirth gerieth in ein freudiges Schrecken, und rannte, in der Erwartung eines guten Trinkgeldes, nach dem prinzlichen Pallast.

Heinrich, der nur ein paar Stunden geschlafen hatte, stritt eben mit Rochester über den ihm gespielten Streich, als im Vorzimmer ein gewaltiger Lärm entstand. Staff zankte mit den Bedienten, die ihm, weil er sein Anbringen nicht entdecken wollte, die geforderte Meldung verweigerten. Er stieß sie rechts und links zurück und drang vor bis an des Prinzen Gemach. Der Graf öffnete die Thür, um nach der Ursache dieses Getümmels zu fragen. Der wilde Korsar warf nun vollends seine Gegner über den Haufen, und drängte sich, neben Rochester vorbei, ins Zimmer, wo eben William den Prinzen beim Frühstück bediente.

Staffs Erstaunen, als er hier auf Ein Mal die beiden Matrosen und Betty's Sprachmeister beisammen fand, bewirkte bei ihm eine minutenlange Versteinerung. Dann warf er sich, immer noch stumm, zu den Füßen des lachenden Königssohns und überreichte ihm die Uhr. Heinrich kündigte ihm, ehe er noch darum bitten konnte, völlige Verzeihung an, und befahl ihm, das in den Händen habende Pfand zum Andenken zu behalten. Man erklärte ihm mit kurzen

Worten alle Räthsel. Der Graf nannte ihn scherzend Herr Vetter. Er taumelte, wie trunken, nach Hause.

Der Prinz belohnte bald nachher seinen Befreier, den Pagen, durch einen höhern Posten, der ihn in den Stand setzte, sich mit Betty zu verbinden. Rochester erkannte sie als seine Nichte an. Heinrich vergab ihm die Flucht mit der Kasse und enthielt sich von nun an solcher gefährlichen Maskeraden und Schwärmereien. Der Graf rechnete sich das Verdienst dieser Sinnesänderung bei seiner Geliebten hoch an, und sie vergalt es ihm dankbar durch ihre Hand.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jacqub Or

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 15

Stuttgart 1837

P.o.germ. 1726 o-20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124121-5